

79/XI

Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

INHALT:

Ernst Jarmer:
Museum —
Stätte der Bildung

*
Das Pommersche
Landesmuseum

*
Odo Ritter:
Pommerns Künstler
stellen aus

*
Walter Borchers:
Vom Patenbrief
zum Totenschiff

*
Otto Kunkel:
Wollin

*
Roman
Erzählungen
Buchbesprechungen

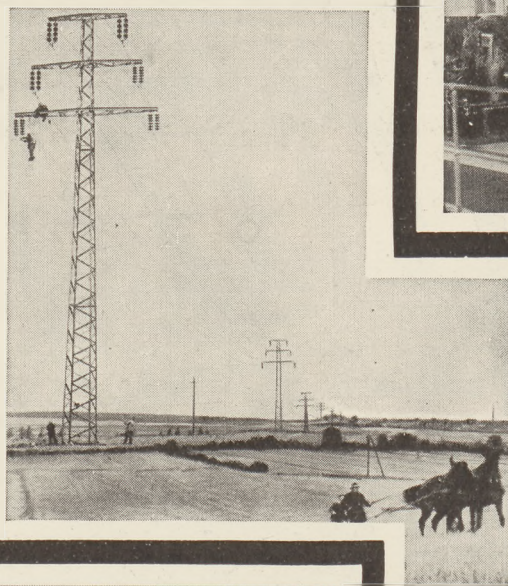
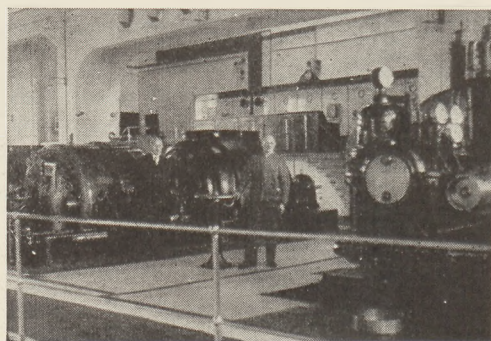
Rätsel
u. v. a. m.

*

STETTIN
NOVEMBER 1934

Spielende Katzen
Steinplastik v. Erwin Misch





**OHNE
STREICHHÖLZER
OHNE KOHLE!**

OHNE ABGASE, RUSS u. ASCHE
können Sie in Ihrer Küche mit
dem billigen, elektrischen

HEIZSTROM
MÜHELOS UND SAUBER
kochen, backen, braten!

Wenden Sie sich daher an
Ihren zugelassenen Installateur
oder an die Hauptverwaltung der

ÜBERLANDZENTRALE

POMMERN • STETTIN ODER DEREN ZWEIGNIEDERLASSUNGEN IN

FERNRUF 35431

STOLP	TEL: 2137
BELGÄRD	TEL: 60
MASSOW	TEL: 381
STRÄLSUND	TEL: 22 51

Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

5. Jahrgang

Stettin, November 1934

Heft 10

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 28295-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

ERNST JARMER:

Museum - Stätte der Bildung

Mit dem Wandel der Bildungsideale in Deutschland, der gerade auch den Begriff der Volksbildung im weitesten Maße erfaßt hat, erhalten unsere Museen eine neue Sinnggebung. Gewiß ist es schon den vergangenen Jahrzehnten teilweise gelungen, die toten Sammelstätten all dessen, was einer rührigen Museumsleitung an Kulturgut zu erreichen war, zu beleben. Das Museum als Volksanstalt ist aber eine Forderung, der das neue Deutschland erst den Boden bereiten mußte; denn die geistige Haltung der Vorfahre, ein vielfach auch in den letzten Dingen materialistisch orientiertes Denken, gab nur einen kargen Boden ab für das Gedeihen der geistigen Güter, die aus der Vergangenheit zu uns sprechen.

Die Museen blieben leer, weil die Fäden zur lebendigen Gegenwart, die Fäden zum Volk, zerrissen waren. Auch die Wissenschaft, der die Allgemeinheit in den Sammlungen wertvollstes Material, oft überhaupt die Grundlage wissenschaftlicher Betätigung, in die Hand gegeben hatte, fand nicht den Weg zu einer lebensvollen Wirklichkeit. So konnte schließlich auch die Zahl solcher Besucher, die nur kamen, weil es die „Bildung“ verlangte, nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Museum im Volke einer wachsenden Ablehnung begegnete.

Der nationalsozialistischen Bildungspolitik ist es zu verdanken, daß diese Fäden heute wieder geknüpft werden. Verständnis für die Größe der deutschen Vergangenheit, für die Güter und die kulturelle Leistung früherer Epochen und das Bewußtsein, daß deutsche Art und deutsches Schicksal allein in dieser Vergangenheit seine tiefste Erklärung findet, beginnen wieder lebendig zu werden im Volke. Damit wächst auch die Liebe zum Echten, zum volkhast Gewachsenen, und es mehren sich die Abwehrkräfte gegen alle Scheinblüten der Kultur.

Unsere Museen erhalten so eine überaus lohnende und wichtige Bildungsaufgabe zugewiesen. Die Vergangenheit, die in Tausenden von einzelnen Gegenständen sorgsam erhalten worden ist, lebendig zu machen für die Gegenwart; aus einer Anzahl von Einzelsunden ein Bild zu geben von der geistigen und materiellen Kultur der Vorfahren; schon in Aufbau und Anordnung, in einer klugen und überlegten Auswahl eine Gesamtschau zu schaffen, zu der auch der letzte Besucher eine innere Beziehung findet - das sind Forderungen, die das Museum mitten hinein in die Aufgaben des Tages stellt.

Der Umfang dieser Aufgaben und die durch die Geschichte der deutschen Stämme und die Eigenart ihrer Wohnlandschaft bedingten Besonderheiten der Entwicklung stellen die Provinzialmuseen gleichberechtigt neben die großen Sammlungen der Reichshauptstadt. Seit 1928 besitzt auch Pommern im

alten Landeshaus zu Stettin, einem der bemerkenswertesten Baudenkmäler der Stadt, ein Provinzialmuseum, das besonders die Entwicklung und Eigenart eines bodenständigen pommerschen Volkstums erforschen und seine Zeugnisse erhalten will. Die wertvollen und aufschlußreichen Sammlungen sind nach dem Umbau des Museumsgebäudes ergänzt und bieten sich jetzt dem Beschauer in einem neuen würdigen Rahmen dar. Der Umbau des Hauses der Pommerschen Landstände hat, soweit es irgend möglich war, die unerfreulichen früheren baulichen Veränderungen rückgängig gemacht; besser als viele Worte werden die Sammlungen selbst in ihrer übersichtlichen und zweckmäßigen Gestaltung dem Besucher sagen, daß hier nicht enger wissenschaftlicher Selbstzweck sondern der Wunsch, eine lebendige Bildungsstätte für alle zu schaffen, am Werke war. Aus der „Provinzialsammlung pommerscher Altertümer“ wurde im neuen „Pommerschen Landesmuseum“ eine Kulturschau der Heimat, die einen wichtigen Platz im geistigen Leben der Provinz einnimmt und ihre Aufgaben um so eher erfüllen wird, als sie nach der Art ihres Materials auch geeignet ist, lebenswichtige Forderungen der Gegenwart zu belegen.

Das Pommersche Landesmuseum

Im Jahre 1821 gab Staatskanzler Fürst von Hardenberg die Anregung zur Sammlung und Erhaltung der heimischen Altertümer. Das war für den damaligen Oberpräsidenten von Pommern, Johann August Sack, nichts Neues: er hatte schon in den Rheinlanden, seinem früheren Wirkungskreis, als Schüler und Freund des Freiherrn vom Stein, getreu dem Geist unseres Küglianers Ernst Moritz Arndt und der Brüder Grimm, entsprechend gehandelt. Nun nahm er in Pommern Fühlung mit Männern wie Professor Johann Gottfried Ludwig Rosgarten und Professor Ludwig Giesebrecht, um 1824, am Tag des 700jährigen Otto-Festes, die Stiftung einer Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde zu ver-

künden. Er legte auch sogleich den Grundstock für deren Sammlungen, die im jetzigen Pommerschen Landesmuseum weiterleben. Ein Jahr später waren die Satzungen der Altertumsgesellschaft genehmigt, und Kronprinz Friedrich Wilhelm übernahm als Statthalter von Pommern das Protektorat.

Dem Andenken der Stifter hat Professor Dr. Otto Altenburg 1928 in der Festschrift zur Eröffnung des Provinzialmuseums folgende Worte gewidmet: „Als im Jahre 1824 jene weitblickenden Männer die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde begründeten, standen sie selbst unter dem Einfluß großer, starker geistiger Kräfte, die sich überall im deutschen Volk regten. Im Bewußtsein seiner durch die Abschüttelung der Fremdherrschaft bewiesenen Kraft gewann es nach langer Zeit sein wohlberechtigtes Nationalgefühl wieder. Mit Stolz erinnerte es sich der großen Zeiten seiner Vergangenheit, mit eindringendem Eifer aber suchte es auch, eigene Art und eigenes Wesen zu erfassen. In seinem geschichtlichen Werdegang suchte der Deutsche sich selbst zu erkennen. Seine Anregung und Schwungkraft erhielt dieses Streben durch jene gewaltige Geistesbewegung am Anfang des vorigen Jahrhunderts, die auf so vielen Gebieten wirklich neues Leben zu schaffen versuchte, die Romantik. Aus ihr heraus erwuchs der geschichtliche Sinn, der die Wissenschaft des Deutschen mit der Erforschung seiner Sprache und Geschichte ins Leben rief. Von demselben geschichtlichen Sinn waren auch manche führenden Männer der Verwaltung erfüllt. In Übereinstimmung mit der Forschung suchten sie die Kräfte der großen geschichtlichen Vergangenheit dem Volk ihrer Zeit zu lebendiger Wirkung zu bringen. Die Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit sollten Gemeingut werden, um befruchtend auf die Gegenwart zu wirken.“

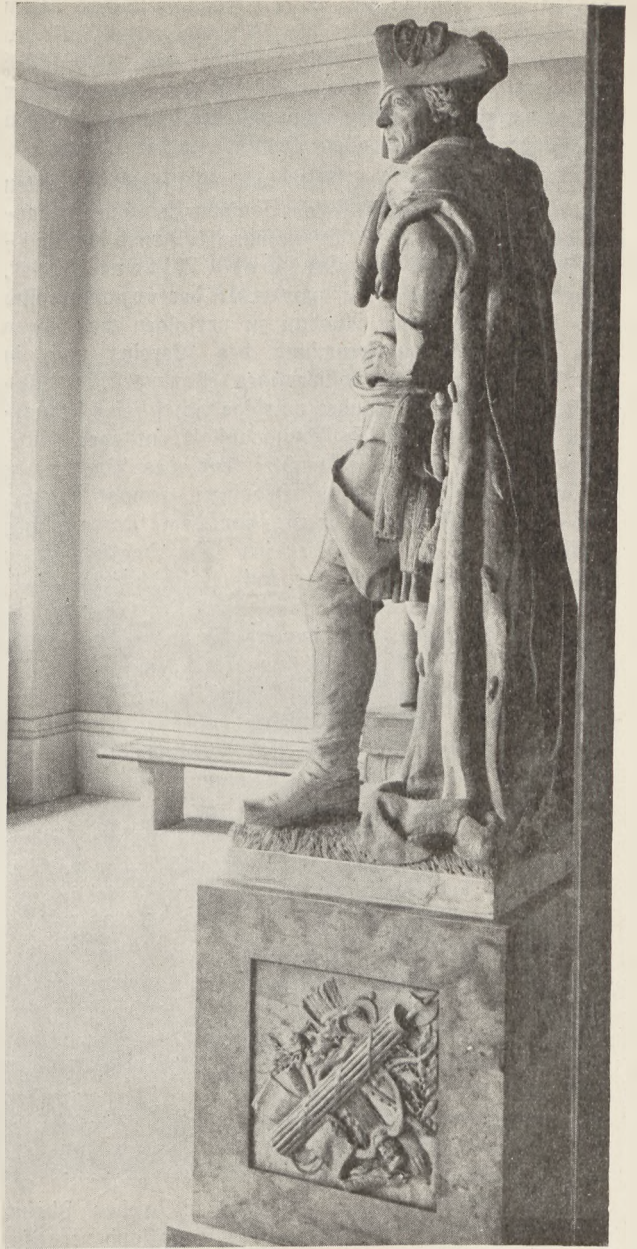
Zwar fielen diese Hochziele im Verlauf des 19. Jahrhunderts großenteils dem „Zeitgeist“ zum Opfer: die „Romantik“ wurde verkittet, verniedlicht, das Denkmälergut als Krücke der Unfähigkeit mißbraucht — so sehr, daß bei der endlichen Besinnung auf die Pflicht, dem Kulturgeschehen wieder das Gepräge eigener Gegenwartskräfte zu geben, eine fast völlige Losagung vom Erbe der Vergangen-



Konservator Adolf Stubenrauch

heit nicht mehr bloß drohte. Aber es hat doch gerade im Kreis der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine nie an Männern gefehlt, die den verschütteten Funken hegten, so daß er wieder zur Flamme entfacht werden konnte, als es an der Zeit war. Es ist die von falschen Propheten der Politik und der Wirtschaft verführte öffentliche Meinung gewesen, die das Zerrbild jenes schrulligen und weltfremden Altertumsforschers schuf, der für die Gegenwart nichts zu sagen hatte und sich daher im Spezialistentum seiner abstrusen Liebhaberereien verlor — ja schließlich wirklich sein einsames Tun als Selbstzweck ansehen mußte. Heute, wo sich die ewigen Kräfte des Volkstums auf neue zum Licht ringen, stehen die Sachwalter der deutschen Vergangenheit mit an der Front. Ihr Werkstoff hat sich vermehrt, und ihre Einsicht ist tiefer geworden. In ihrem Beruf gilt der gleiche Wertmaßstab, wie er jetzt und künftig für jeden deutschen Schaffer der Stirn oder der Faust gelten soll. Alle Unterschiede oder Fortschritte entbinden aber niemanden von uns der Verpflichtung dankbarer Rückschau auf die schwer errungenen Erfolge der Männer, die unter oft wenig glücklichen Verhältnissen uns Jüngeren vorgearbeitet haben.

Nachdem man der Altertumsgesellschaft 1826 im Stettiner Herzogsschloß einen Raum am Münz- hof für ihre Sammlungen überlassen hatte, stellte 1838 die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig zwei Zimmer ihrer Wohnung im Mittelflügel zur Verfügung. Das Museum umfaßte 1849, also 25 Jahre nach der Gründung, etwa 650 Zugangsnummern (die Zahl der Einzelgegenstände war natürlich wesentlich größer, was auch für die künftigen Angaben dieser Art gilt). Die 50-Jahr-Feier der Altertumsgesellschaft war unterm Eindruck der Ereignisse von 1870/71 das Signal zu neuem Aufschwung. Die Sammlung war damals auf 1100 Zugangsnummern angewachsen. Erst 1875 reichlich spät, ordnete man die Denkmäler der Ur- und Frühgeschichte, nach dem Dreiperiodensystem (Stein-, Bronze- und Eisenzeit). Einen großen Fortschritt brachte das Jahr 1879: der 1874 in den Südflügel des Schlosses übertragene Remter nahm das Altertumsmuseum auf. Ein bedeutendes Ereignis war 1886 für die Gesellschaft und für die wissenschaftliche Wertung ihrer Schätze die unter Rudolf Virchows, des großen Schwelbeiners, Vorsitz in Stettin abgehaltene 17. Versammlung der deutschen Anthropologen. Ebenso befruchtend wirkte im nächsten Jahre die Stettiner Tagung der Vereine für Hanfische Geschichte und niederdeutsche Sprachforschung. Seit 1890 lenkte man das Sammelstreben, das bisher im wesentlichen nur auf die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer zielte, auch auf die anderen Gebiete der pommerschen Kulturgeschichte. Für vieles war aber doch die Zeit noch nicht reif. Außerdem herrschte eine drückende Raumnot (1899 schrieb man die Zugangsnummer 4700). So blieben die Bestände der Altertumsgesellschaft in manchen Abteilungen ziemlich dürrig und lückenhaft. Im Jahre 1901 trat zum erstenmal Gustaf Rossinna mit der Stettiner Sammlung pommerscher Funde in engere Dauerföhlung. Seine und seiner Schüler grundlegenden Werke lassen das immer wieder erkennen: den für die Abteilung tätigen Kräften der Altertumsgesellschaft ist daher ein großes Verdienst am Aufschwung der Germanenforfchung beizumessen, nicht minder den vielen Stiftern und sonstigen Helfern aus allen Schichten der Bevölkerung. Sprünge vorwärts waren drei



Das Schadow'sche Marmorstandbild Friedrichs des Großen

bedeutende Erwerbungen: 1904 die Sammlung des Amtsrates Maaß aus dem Kreis Demmin, 1909 die Sammlung des Pastors Ruhse von Rügen, 1912 die umfassende Sammlung des hervorragenden Forschers Sanitätsrat Hugo Schumann in Pöcknitz, dem unsere Provinz ihre erste und noch immer lesenswerte Vorgeschichte verdankt (1896). Dann, 1913, siedelten die Sammlungen der Altertumsgesellschaft in fünf große Räume des neu erbauten Stadtmuseums an der Hakenterrasse über — ein gewaltiger Fortschritt, der indes am ersten Tag schon erschöpft war und eine stetige, planmäßige Entwicklung nicht gewährleisten konnte. Bei ihrer 100-Jahr-Feier (1924) nannte die Altertumsgesellschaft einen Denkmälerbestand von 8800 Zugangsnummern ihr eigen. Nun aber trat auch ein Generationenwechsel in der Sammlungsleitung ein: 1922 war der verdienstvolle Konservator Adolf Stubenrauch nach über dreißigjähriger Tätigkeit dahingegangen, 1925 folgte ihm Ge-

heimrat Professor Dr. h. c. Hugo Lemcke, dessen 50jähriges Wirken für die Altertumsgesellschaft in Pommern unvergessen bleiben wird, und 1926 schied Geheimrat Professor Dr. Emil Walter aus unserer Mitte, nachdem er jahrzehntelang über die pommerschen Neufunde seine wertvollen Berichte geliefert hatte.

Zur Jubelfeier der Altertumsgesellschaft erhielten 1924 ihre kulturgeschichtlichen Sammlungen von Landeshauptmann Sarnow die Bezeichnung „Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer“. Hierdurch war der Weg angedeutet, der organisatorisch und beim inhaltlichen Ausbau zu verfolgen war, wenn aus der Altertümersammlung des Vereins noch in zwölfster Stunde ein vollwertiges Pommersches Museum, d. h. eine des Landes würdige Schau, eine brauchbare Bildungs- und Forschungsanstalt entstehen sollte. Der Versuch jedenfalls mußte trotz des Vorstraps vieler anderer Länder und Provinzen gewagt werden. In einem Aufklärungsvortrag vor dem Pommerschen Städtetag hieß es 1924 über den Sinn der heimischen Altertumsforschung und der kulturgeschichtlichen Heimatmuseen: „Überlebtes künstlich durch den Wandel der Zeiten zu schleppen, wird immer eine undankbare Aufgabe sein.“ Die Absicht ist vielmehr, „einem jeden die Heimat durch die Erkenntnis ihrer Eigenart, ihrer Geschichte, ihres Volkstums wieder nahe zu bringen, um auch dem Mann ohne eigene Scholle die heimische Erde als den Nährboden seines Volkstums, seines Wesens, seiner Kultur zum ideellen Besitze wieder zu schenken“. „Nicht der Appell an krankhaft-romantische Nüchternheit, nicht das immer wiederholte Märchen von der guten alten Zeit, sondern der Hinweis auf wirklich unvergängliche Werte der Vergangenheit, die Darstellung der ewigen Gesetze und Zusammenhänge, denen Völker und Kulturen, denen unser Volkstum unterworfen ist, dienen wahrer Volksbildung und Heimatliebe zugleich. Denn wir brauchen ein Volk, das nicht der Vergangenheit lebt, sondern der Gegenwart, und das der Zukunft ernst und zielbewußt zustrebt, das der Vergangenheit nicht nachtrauert, aber sie kennt und ihre Lehren versteht. Dazu sollen auch die Museen helfen.“ „Es gilt aber die Gefahr zu vermeiden, die vom engherzig gepflegten Heimatgedanken mitunter zu drohen scheint, daß nämlich hinter der Heimat das Vaterland vergessen wird: die Heimat soll Führerin sein zum Vaterland.“

So wurde seit 1924 versucht, einem gesunden Heimatmuseumsgedanken in Pommern nicht bloß zugunsten des zentralen Instituts verständnisvolle Freunde zu werben. Unter der Patenschaft des Bundes Heimat-schutz fanden schon 1925 Vorbesprechungen über eine Arbeitsgemeinschaft der pommerschen Heimatmuseen statt, die dann 1927 ins Leben trat und seitdem alljährlich die Sammlungsleiter auf ernsthaften Schulungstagen zur gegenseitigen Belehrung vereinigt. Daneben erstreckte sich die Tätigkeit in der Stettiner Sammlung vor allem auf die Sichtung der Bestände und ihren Ausbau namentlich in volkstumskundlicher Richtung — soweit es eben die Raumnot sowie die knappen geldlichen und persönlichen Kräfte zuließen. Auch wurde nicht an Bemühungen gespart, den Quellengehalt der pommerschen Altertümer durch Wort und Schrift für weitere Kreise inhaltlich zu erschließen. Endlich galt es, die Pflege der Bodenfunde zu fördern. Alles aber mußte sich nach Lage der Dinge im Rahmen des Notdürftigsten abspielen, bis 1927 eine Wendung zum Besseren eintrat:

Nach Überwindung begreiflicher Gegenströmungen beschloß damals die nationalen Mitglieder der Provinzialkörperschaften, das durch einen Neubau frei werdende Alte Landeshaus für die Zwecke eines Provinzialmuseums zur Verfügung zu stellen. Väter und Hauptverfechter des Gedankens waren seit langem der Erste Landesrat Dr. Schulze-Ploßius und Landesbaurat Biering. Die Erreichung des Zieles wird dem Landeshauptmann Sarnow und seinem Nachfolger von Zikewitz verdankt. Allen Widerständen zum Trotz wurde 1928 das ehrwürdige Gebäude, das 1726/27 auf Befehl und mit Mitteln Friedrich Wilhelms I. für die Pommerschen Landstände errichtet worden war, zur Heimstätte der Denkmäler pommerscher Vergangenheit. Als Grundstock des nunmehrigen „Provinzialmuseums Pommerscher Altertümer“ überreichte die Altertumsgesellschaft unter Führung des damaligen Vorsitzenden, Oberstudiendirektors Prof. D. Dr. Fredrich, ihre kulturgeschichtlichen Sammlungen dem Provinzialverband. Professor Altenburg schrieb darüber in der Festschrift zur Eröffnung des neuen Instituts: „So hat die Gesellschaft ihren reichen Besitz an kulturgeschichtlichen Gegenständen, den sie in 103 Jahren gesammelt, gepflegt und bearbeitet hat, in die Hand der obersten Provinzialbehörde gelegt. Sie wird dabei von der Überzeugung geleitet, daß nach dem gewaltigen Anwachsen ihrer Sammlungen auf diese Weise am besten der höchsten Aufgabe gedient wird, die sie sich seit ihrer Gründung im Jahre 1824 auf dem Gebiet der pommerschen Altertumskunde gestellt hat: die Schätze der vergangenen Kulturen zum Mittelpunkt der kulturgeschichtlichen Bildung des ganzen Pommernvolkes zu machen.“

Statt der bisherigen fünf Säle des Stadtmuseums boten von nun an die dreißig Schau Räume des Provinzialmuseums eine möglichst übersichtlich gegliederte Ausstellung altpommerschen Kulturgutes. Für seine Auswahl und Anordnung wurde in der Eröffnungsschrift (1928) und im gedruckten Führer (1929) folgende Erklärung gegeben: „Das bloße Alter oder irgendwelche Reliquienbedeutung eines Gegenstandes genügen noch nicht, um seine Eignung für das Provinzialmuseum zu erweisen: er muß im Rahmen des Gesamtprogramms der Sammlungen etwas Besonderes zu sagen haben, was durchaus nicht unbedingt von seinem materiellen und künstlerischen Wert oder Unwert abhängt. Wir wollen die Entwicklung und das Wesen des pommerschen Volkstums und seiner Kultur von den ältesten Zeiten bis zum Aufhören der landschaftlich und stammlich begründeten Eigenart darstellen. Hiermit erfüllen wir ganz zwingend zugleich die Pflicht eines Provinzialmuseums im Grenzgebiet: das kulturell und politisch immer noch bedrohte Deutschland der Provinz nachzuweisen, indem wir seine Entstehung und seine Verknüpfung mit dem großen Vaterland an Hand der Denkmäler aufzeigen.“ „1. Die Urgeschichtliche Abteilung führt in die Jahrtausende vorgermanischer und germanischer Besiedelung des Landes ein und läßt seinen Einfluß auf das Werden des Volkstums ahnen. Ihr Schlußabschnitt behandelt die Jahrhunderte der Wendenzeit, wobei manches Fundstück auch an die Nachbarschaft der Wikinger erinnert. — 2. Denkmäler aus der deutschen „Kolonisationsperiode“ leiten zur Volkstumskundlichen Abteilung über. Sie bezweckt den Nachweis der verschiedenen Stammeselemente, aus denen die heutige Bevölkerung Pommerns erwuchs, und soll zugleich deren

eigenartigen Kulturbesitz veranschaulichen. — 3. Wer so das Wesen der Volksmasse aus ihrem Werden und Sein erkannt hat, findet in der Abteilung für Landesgeschichte und Stadtkultur das Wichtigste über die eigentlichen Träger der Geschichte und ihre kulturellen Beziehungen. — 4. Die kirchliche Abteilung endlich spiegelt in ihren künstlerischen und Stimmungswerten besonders klar ein gut Teil heimischen Wesens wider und mahnt nochmals an die enge Verbundenheit der Pommern mit den übrigen deutschen Stämmen.“

nur zum allerkleinsten Teil kommt die pflichtmäßige Arbeit der Museumsleute in den Schauräumen zum sichtbaren Ausdruck.

Noch bedenklicher waren oft die Meinungen des Laien über Machtgelüste und Sammelwut der zentralen Anstalten. „Wenn Heimat- oder Kreismuseen in säuberlicher Kleinmalerei die örtlichen Besonderheiten ihres Arbeitsbereiches ohne das verwirrende Beiwerk belangloser Karitäten veranschaulichen, werden sie für ihr Gebiet oftmals zugleich eine erwünschte tatsächliche Ergänzung zum Provinzialmuseum bil-



Das Haus des Pommerschen Landesmuseums

Fot. Vogt

An baulichen Maßnahmen konnte damals für die Einrichtung des Provinzialmuseums nur das Allernötigste geschehen. Damit aber die anscheinend schon ganz hübsch „abgerundete“ Schau keinen falschen Begriff vom Grad ihrer „Vollständigkeit“ abgebe, wurde bereits in der Zeitschrift zur Eröffnung betont, daß durch Hinzunahme des zweiten Obergeschosses künftig ein sehr wesentlicher Ausbau namentlich der volkskundlichen Abteilung, aber auch der landesgeschichtlichen und der städtisch-bürgerlichen Sammlungen ermöglicht werden müsse. Und im Führer hieß es: „Das Gedeihen eines kulturkundlichen Landesmuseums wird von der Öffentlichkeit vorwiegend nach dem Stand der Schausammlungen beurteilt. Sie sind aber gewissermaßen nur das Bilderbuch, das in klarer Folge die Denkmäler ausbreitet, die auch dem nichtfachmännischen Altertumsfreund als Einzelstücke oder im größeren Zusammenhang über die pommersche Vergangenheit etwas Wesentliches sagen können. Um aber zum Gemälde zu gestalten, was bisher Skizze bleiben mußte, und um die Lücken zu schließen, bedarf es noch sehr ausgedehnter Sammel- und Forschungsarbeit.“ Das soll besagen:

den, das ja in seiner Schauabteilung dem Besucher stets den Blick aufs große Ganze freihalten muß . . . das Provinzialmuseum strebt keine Vormachtstellung an: seine Arbeit und die eines gut geleiteten Lokalmuseums, das nicht bloß unterhaltbarer Liebhaberei dient, sind gleichwertig. Wo aber sein Rat und seine Hilfe am Platze erscheinen, werden wir es für eine unserer dringendsten Aufgaben halten, nach Kräften einzugreifen. Mit ganz besonderer Sorgfalt wird vor jeder Neuerwerbung, die ein draußen im Land befindliches Denkmal berührt, neben der Frage nach ihrer inneren Notwendigkeit auch die Frage überlegt, ob der Gegenstand nicht am alten Ort pfleglich erhalten werden kann und dort fruchtbarer zu wirken vermag, oder, wenn dies nicht der Fall ist, ob er vielleicht besser als im Provinzialmuseum in der zuständigen Lokalsammlung am Platze wäre. Wir bekämpfen also selber den anderwärts mitunter zwischen sammelwütigen Museen einerseits, Denkmalpflege und Heimatschutz andererseits herrschenden Zwiespalt und fühlen uns mitverantwortlich für die Erhaltung aller noch lebensfrischen Kulturwerte“, und wir hoffen, daß dies nicht bloß papierne

Kedensarten geblieben sind. Die Zugangsnummern beispielesweise dürften zeigen, daß Erhöhung der Ziffern kein Wegs unser Hauptziel sein kann: 1928 war die Zahl 9150 erreicht, 1934 wird mit 10 300 abgeschlossen.

In den verworrenen Jahren nach der Begründung des Provinzialmuseums galt es immer wieder, den *V a - j e i n s z w e c k* einer solchen Einrichtung zu erörtern. Am gefährlichsten waren damals natürlich die grundsätzlichen Gegner. Aber auch vor einer „historisierend-reaktionären“ Auffassung unseres Tuns war dauernd noch zu warnen, nicht minder vor der Einschätzung unserer Vergangenheitspflege als Selbstzweck oder als bloße Unterhaltung für müßige Stunden. „Wirklichen Erfolg wird man nur dann erreichen, wenn es gelingt, Freude am heimatisch Gewachsenen und Verständnis für echte, jeweils den örtlichen und sozialen Verhältnissen entsprechende, daher gesunde Lebensgestaltung neu zu erwecken und dabei das Zeitgemäß-Praktische in den Vordergrund zu stellen. Nur bedacht-same und stetige Bildungsarbeit kann jene Kräfte wieder hervorlocken, deren früheres fruchtbares Wirken uns die Volkstumskunde in so harmonischem Zusammenklange zeigt. Auch das entlegenste Dörfchen soll uns kein Museum sein, vielmehr wieder eine lebendige, wurzelechte Kulturgemeinschaft werden. Man sollte hoffen, daß der reiche, überraschend wachsende Bestand schöner Werke altpommerischer Gemeinschaftskultur erzieherisch und anregend wirkt in der Richtung auf zeitgemäße, vernünftige, dem Wesen und Bedürfnis des Volkes entsprechende Haltung in allen Fragen seiner Lebensform. Diese ist weniger vom Geldbeutel als vom Geschmack und inneren Wert der Menschen abhängig. Sie wird ganz von selbst auch landschaftlich-stämmliches Eigengepräge haben, solange überhaupt solche Kräfte sich regen.“ Was endlich den *G r e n z l a n d k a m p f* angeht, so mußte und muß mit Schärfe den wissenschaftlich falschen Volkstumsansprüchen der polnischen Nachbarn auf ostdeutschen Boden entgegengetreten werden. Aber es darf nicht vergessen werden, daß nur schwache Geschlechter in Erbscheinen aus der Vergangenheit einen schirmenden Schutz statt bloß verpflichtenden Ansporn sehen: der Kampf um die Grenzmarken wird mit den Waffen völkischer und kultureller Kräfte entschieden.

Vielleicht war das jahrelange Predigen solcher Grundsätze nicht ganz überflüssig. Jedenfalls hatte die Arbeit, die sich vorwiegend „hinter den Kulissen“ abspielte, doch einigen Erfolg: Die Magazine füllten sich mit Gegenständen für den künftigen Ausbau der Schausammlungen, die Studiensammlungen wuchsen, das Landeskundliche Bildarchiv vermehrte sich, ebenso die

Bildarchiv, die Handbücherei und das Fund-archiv. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse nahmen zu — nicht zuletzt dank den Studien auswärtiger Forscher und infolge der fleißigen Tätigkeit der örtlichen Sachwalter unserer heimatlichen Kulturpflege. Führungen und Vorträge jagten sich. Die Ansuchen um Rat und Auskünfte steigerten sich zusehends. So konnte man denn das Provinzialmuseum schon als eine nicht zwecklose Bildungs-, Erziehungs- und Forschungsanstalt betrachten. Es bleibt ein Verdienst der Provinzialbehörde, in jenen schlimmen Jahren bewußt schon den *S e i s t s t r ö m u n g e n* Rechnung getragen zu haben, die sich neben und trotz der damals „offiziellen“ Weltanschauung regten und in seltsamem Widerspruch ge-

legentlich sogar staatlischerseits gefördert wurden — obgleich sie im Grunde die *V o r b o t e n* einer *Z e i t e n w e n d e* waren. Der Provinzialverband bewährte sich als Träger der 1927 übernommenen Aufgabe und stattete das Museum persönlich und sachlich zwar — an manchem anderen Land gemessen — bescheiden, aber doch so aus, wie es bei den verfügbaren geringen Mitteln irgend verantwortet werden konnte.

Früher als man es sich hätte träumen lassen, ward auch die äußere *V e r v o l l s t ä n d i g u n g* des *P r o v i n z i a l m u s e u m s* Wirklichkeit. Sobald

„Ich möchte wissen . . .“

Die Schriftleitung des „Vollwerk“ wendet sich hiermit an alle Leser. Teilen Sie uns bitte mit, wie Sie sich die innere Ausgestaltung unserer Zeitschrift wünschen, lassen Sie uns Ihre Vorschläge wissen, damit wir unserer stets wachsenden Leserschaft vollauf genügen können. Möchten Sie über irgendein angeschnittenes Thema mehr erfahren, möchten Sie Bescheid haben über irgendwelche Ereignisse aus allen Wissensgebieten und über andere Sie interessierende Dinge: dann schreiben Sie uns. Wir geben Ihnen gern Antwort (falls Sie Rückporto beifügen!) — wir weisen Ihnen Quellen und Bücher nach, die Ihre Fragen erschöpfend behandeln — wir nehmen schließlich Ihre Anregung, sofern sie von allgemeinem Interesse ist, zum Anlaß, sie ausführlich in unserer Zeitschrift zu erörtern.

Denn wir möchten gern wissen, was unsere Leser von ihrer Heimatzeitschrift fordern, damit wir alle Wünsche weitgehend erfüllen können.

Die Schriftleitung.

1933 das Arbeitsbeschaffungsprogramm der nationalen Erhebung einen Weg zeigte, wurde er von Landeshauptmann von Titzewitz und den zuständigen Dezernenten verfolgt, nachdem der Provinzialauschussvorsitzende, jetzige Landeshauptmann Dr. J a r m e r, seine Zustimmung gegeben und so schon damals seine Teilnahme für die Kulturaufgaben Pommerns praktisch bekundet hatte. Das „Alte Landeshaus“ wurde von den verunstaltenden Zutaten aus dem Ende des 19. Jahrhunderts befreit, um seinem Äußeren wieder die harmonische Würde zu geben, die dem Baukörper von 1726/1727 eignete. Im Inneren wurde die Vorhalle umgestaltet, um das Schadowsche Marmorstandbild Friedrichs des Großen zur verdienten Geltung zu bringen. Ein Treppenhaus wurde erweitert, eine Not-treppe neu errichtet. Vor allem aber wurde ein ganzes Geschloß für die Schausammlungen, ein weiteres für die Studiensammlungen gewonnen — entsprechend den schon 1928 geäußerten Zukunftswünschen. Ein Raum wurde für kleine Sitzungen und Wechelausstellungen eingerichtet. Auch Ruheplätze sind nicht vergessen worden, und sogar ein Luftschuttkeller ist vorhanden. Der Bau erfolgte nach den Plänen und unter der Leitung von Landesbaurat Viering und Landesamtmannt Luther. Bei der Einzelgestaltung wirkte Architekt Gauß (BDA) mit, und für die denkmalpflegerischen Fragen waren die Vorschläge des Provinzialkonservators



Raum 22: Möbel aus dem mittelpommerschen Küstengebiet

Fot. Albrecht

Dr. Walke entscheidend, der schon 1928 bei der Einrichtung des Museums, damals als Kurator, wesentlich beteiligt war. Bauführer war technischer Hilfsarbeiter Selgenhauer. Zeitweise eine Belegschaft von sechzig Mann, die Sammlungsbestände zusammengepflegt, lange kein Dach auf dem Haus, Sturm und Wolkenbruch — aber es ging alles glimpflich vorüber. Was im Rahmen der Mittel irgend geschehen konnte, ist wohl geleistet worden.

Bedauerlich war gewiß, daß das Museum gerade in einer Zeit des Aufschwunges der Teilnahme für unser Aufgabengebiet auf ein ganzes Jahr geschlossen werden mußte. Immerhin ruhte der Außendienst nicht völlig, und namentlich die Sachbearbeiter für Urgeschichte und für Volkskunde, ganz besonders der letztere, hatten neben ihren übrigen Verpflichtungen großen Ansprüchen an Schulungsvorträgen, Beratungen und Spezialforschungen zu genügen.

Noch stärker waren für alle wissenschaftlichen und technischen Mitarbeiter inzwischen die Anforderungen des Innendienstes: Sichtung und Ordnung des Schaugutes, Reinigung, Konservierung und Ergänzung, planmäßige Neuerwerbungen zur Ausfüllung wesentlicher Bestandslücken, Besorgung der Schaubehelfe, Postamente, Rahmen usw., schließlich die nötigen Umstellungen in den alten Abteilungen und die endgültige Einrichtung der neuen Räume. Nicht unerwähnt darf die von vielen Seiten gewährte Hilfe durch persönliche Förderung oder amtliches Wohlwollen bleiben. Freundschaftliche Leih- und Geschenkgeber halfen uns mit mehrmals höchst kostbaren Gegenständen aus der Verlegenheit, sonst wesentliche Lücken in der Schau offen lassen zu müssen. Alle verdienen größten Dank — Namensnennungen würden aber hier den Raum sprengen.

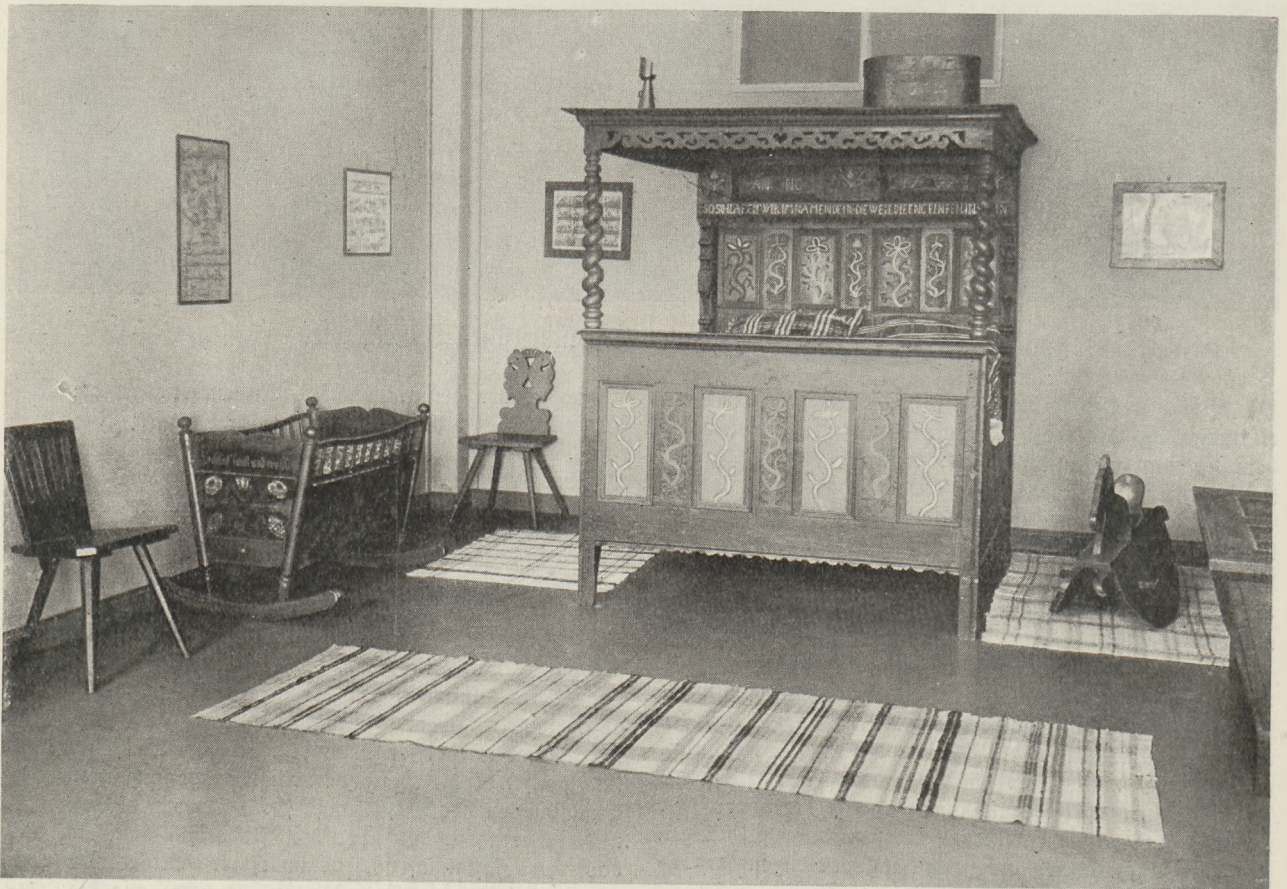
So können denn nun am 2. November statt der bisherigen 30 Schauräume insgesamt 45 Räumlichkeiten geöffnet werden, denen sich noch die Denkmälergruppen der Vorhalle und des Haupttreppenhauses, des mittleren und hinteren Treppenhauses sowie des Hofes zugesellen.

Unser geschichtlicher Überblick wirbt um Verständnis für das Wesen unserer Sammlung, für das Wesen der ihr gewidmeten und von ihr ausgehenden Arbeit. Mancher Faden ist trotz allen Zeitenwandels noch weiterzuspinnen, den die Gründer vor 110 Jahren angesponnen haben. Mancher Faden, der abgerissen war, kann wieder angeknüpft werden. So führt doch im ganzen ein stetiger Entwicklungsgang von den Sammlungen der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde über die Provinzialsammlung und das Provinzialmuseum pommerscher Altertümer zum Pommerschen Landesmuseum, wie die Bezeichnung von jetzt ab lauten soll. Als Vorwort für den ersten Rundgang unserer Besucher mögen einige Sätze gelten, die im Jahr der nationalen Erhebung in der Zeitschrift des Bundes Heimatschutz und in der Pommerschen Heimatpflege standen: „Von der Denkmälerforschung sollen die Hauptergebnisse Gemeingut aller Deutschen werden, damit jeder sich der völkischen und kulturellen Pflichten bewußt ist, die uns als Erben einer unübersehbaren Geschlechterkette auferlegt sind. Mit solchen Gedanken hat die Altertumswissenschaft ihr Daseinsrecht jahrelang verteidigt. Nun sind sie unter neuer Führung ein Hochziel des nationalen Erziehungs- und Bildungswezens geworden. Niemand denkt dabei an Belastung des einzelnen mit fachlichem Kleinkram. Denn künftig werden weder fremde Brocken noch wüßtes Vielerlei Bildungsmaßstab sein:

entscheidend ist allein das geistige und seelische Vermögen, sich am vorbestimmten Platz als lebendiges Glied der Volks- und Heimatgemeinschaft offenen Sinns, nicht bloß als fremder Söldner, auszuwirken.“ „Als die Sucht nach sinn- und uferloser Spezialisierung und Sozialisierung aller Wissenschafts- und Kunst Dinge Mode war, übersah man verderblicher Weise allzu oft, daß nicht tausenderlei Wissen, sondern gründliches Zuhause- und Verwurzelte sein im engeren oder weiteren Lebensraum die Bildung eines Menschen ausmacht: damals wurden natürlich die erzieherischen und bildnerischen Werte auch der Museen vielfach überschätzt und noch häufiger mißbraucht. Daß in der Tat die Museen, unter ihnen gerade heute nicht mehr zuletzt die Heimatmuseen, je nach Inhalt und Nutzung auf dem Bildungsweg unseres Volkes Führer und Verführer sein können, dürfte niemand bezweifeln, der ihre Anzahl kennt und das Gewicht anschaulichen Bildungsgutes ermägt. Bis

zu einem gewissen Grad sind also die Museen eine Macht in unserem Volksleben, die man nicht außer acht lassen soll, zumal sie auf mancherlei Wegen weit über den Kreis der wirklichen Museumsbesucher hinausgreift. Denn fast ist noch wertvoller, wichtiger, breiter- und tiefergehend als die Wirkung der Schausammlung, was die Museumsleute nebenher als Forscher, Lehrer und Berater vollbringen und weitergeben. Wir wollen wahrlich unsere Heimatmuseen nicht als hauptfächlichste Angelpunkte des heutigen politischen und völkischen Geschehens ausgeben. Aber als Hüter echter Wissensquellen zum deutschen Volkstumbewußtsein hoffen sie jetzt auf besondere Achtung für ihr Streben und auf förderliches Verständnis für ihr Tun.“

Zum Schluß die knappe Schilderung eines flüchtigen Rundganges durch das Pommersche Landesmuseum in seiner neuen Gestalt:



Raum 24: Himmelbett von 1797 aus dem Kr. Saahig

Fot. Albrecht

Vorhalle: Das berühmte Schadowsche Marmorstandbild Friedrichs des Großen (1793) beherrscht den Raum und zwingt jeden Besucher zu ehrfurchtsvollem Verweilen.

Aufgang zu den Schauräumen: Im Treppenhaus erinnern weitere Denkmäler an die drei Hauptperioden der pommerschen Landesgeschichte, an die des selbständigen Herzogtums, an die schwedische und an die preußisch-deutsche: ein feines Kalksteinrelief Schenk Scheuchlachs (1545) mit dem Doppelbildnis Herzog Barnims XI. und seiner Gemahlin; eine Marmortafel (1906) zum Gedächtnis des Aufenthaltes der Königin Luise und Friedrich Wilhelms III. im Alten Landeshaus (1806); ein Gemälde mit den Bildnissen Gustav Adolfs von Schweden und Bogislavs XIV. von Pommern (1632).

Grenzlandraum (Urheber: Dr. E. Murawski) — Raum 1: Durch siedlungskundliche und bevölkerungspolitische Karten wird die Grenzlage Pommerns veranschaulicht. Volkliche und kulturliche Kräfte entscheiden das Schicksal der Ostmark — heute und in Zukunft wie seit Jahrtausenden! Vergl. den ausführlichen Aufsatz im Septemberheft dieser Zeitschrift.

Urgeschichtliche Abteilung (Sachbearbeiter: Wiss. Hilfsarbeiter Dr. H. J. Eggers) — Raumfolge 2 bis 11: Eine Karte Pommerns zeigt den Schauplatz der im Landesmuseum sich spiegelnden siedlungs- und kulturgeschichtlichen Vorgänge:

Die Räume 2 und 3 sind der Steinzeit gewidmet (bis etwa 1800 v. Chr.). Man sieht die ältesten und



Raum 31: Ton, Steinzeug, Fayence, Porzellan, Glas, Metall

Fot. Albrecht

jüngere Geräte aus Knochen, Geweih-, Feuer- und Felsstein, lernt die Technik ihrer Herstellung kennen, bewundert die zweckmäßigen und schönen Formen der Beile, Axte, Hacken, Meißel und Sägen, Dolche und Speerspitzen. Nachbildungen erklären die Schäftungsweise der Steinklingen, Modelle die Behelfe zum Sägen und Bohren. Mahlsteine und ein Pflugmodell führen in die Frühzeit des Ackerbaues auf pommerschem Boden. Modelle eines Flechtwebstuhles, einer Hütte und der damals üblichen Großsteingräber vervollständigen das Bild vom Wesen der Steinzeitleute. Für den Laien reizvoll, für den Forscher wichtig sind die Tongefäße, meist Grabbeigaben: An der Verschiedenheit ihrer Formen und Verzierungen erkennen wir zeitlich und stammlich gesonderte Kulturen. Ihre Träger waren „Indogermanen“, Grundstoff der späteren Germanen. Hervorragende Schaustücke: Bärenfigürchen aus Bernstein; riesiges Tongefäß; Spondylus Schneckenmuschel aus dem Indischen Ozean; älteste Metallfächer (Kupfer und Goldschmuck, von welchem aus Sicherheitsgründen überall nur Nachbildungen ausgestellt werden).

Die Räume 4 und 5 umfassen die Denkmale der Bronzezeit (etwa 1800—800 v. Chr.). — Es sind überwiegend „Verwahrfunde“: Opfertafeln oder einst verborgene Habe von Erzgießern, Händlern und reichen Leuten. Nur wenige deutsche Museen können eine solche Fülle an Waffen, Werkzeugen und Schmucksachen aus diesem „Musterkoffer“ eines Erzgießers und Händlers der Zeit um 1000 v. Chr. überhaupt einzigartig. Viele Gegenstände sind erstaunlich schön geformt, aufs feinste verziert und in technischer Hinsicht unübertrefflich. Aber wir sehen auch Auswüchse bäuerlich-modischen Prunks: stattliche Gürteldosen, gewaltige Hohlwulstringe und eine riesige Gewandnadel von 64 Zentimeter Breite! Damals war die erste germanische „Kolonisation“ Pommerns von Westen her vollendet. Sie hatte einen starken wirtschaftlichen Aufschwung des

Vandes gezeitigt. Aber im Odergebiet sahen noch die Vorfahren eines Volkes südlichen, „illyrischen“ Stammes. Besonders bemerkenswert: Der Musterkoffer; der große Schatzfund von Vietkow mit zerbrochener Altware und Neufabrikaten; Glasperlen aus dem Mittelmeergebiet; Bronzegefäße, ein Bronzeschild; vielgestaltige Tonwaren. Modell einer Dorfstraße und eines Grabhügels; Modellfiguren der bronzezeitlichen Germanen.

Mit Raum 6 treten wir in die allerjüngste Bronze- und die ältere germanische Eisenzeit ein (zwischen 800 und 400 v. Chr.). In einem Schatzfund liegt unter vielen Bronzegegenständen schon etwas von dem neuen Metall. Dann bemerkt man eiserne Schmuckringe, schließlich eiserne Waffen und Geräte. Die Bronze bleibt als Zierstoff beliebt: Ohringe, Nadeln, Rasiermesser, Haarzangen — es war eine recht „zivilisierte“ Zeit. Auf Grund der Funde glaubt man schon zwischen Ost- und Westgermanen unterscheiden zu können. Am auffallendsten sind die hinterpommerschen Pfahlhausurnen, Gesichts- und Mützenurnen. Höchst merkwürdig ist auch ein mächtig schwerer Ringhalskragen aus Bronze. Modell eines Steinkistengrabes und des Vorbildes der Hausurnen.

(Durch den „Grenzlandraum“ zurück zum Treppenhause. Auf dessen oberem Flur vorbei an einer Auslage heimlichen Schrifttums und einem kleinen Saal, der für Sitzungen, Kurzvorträge und Wechselausstellungen bestimmt ist):

Raum 7 zeigt Funde aus der jüngeren germanischen Eisenzeit vor und nach Christi Geburt. Urnen und Schmuck, Halsringe, Gürtelhaken, Gewandnadeln und Fibeln. Die Waffenbeigaben der Gräber deuten auf kriegerische Zeitläufte: Sueben, Burgunden, Gepiden traten damals ihre geschichtlichen Wanderungen an. Schöne Gefäße verraten das Aufkommen der Töpferleihe — Einfluß aus der keltischen Nachbarschaft und vom Römerreich her. Ein Baumstamm enthält die Gebeine eines germanischen Mädchens

aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. Modellfigur eines Suebischen Kriegers.

Massenhaft römische Einfuhrwaren erzählen in Raum 8 vom Reichtum der germanischen Häuptlingsgeschlechter: Bronzegefäße jeglicher Art aus italischen und rheinischen Fabriken, Weingeshirt, silberne Becher, Gläser, metallene Spiegel. Vieles aber gibt auch rühmliches Zeugnis vom hochentwickeltesten einheimischen Kunsthandwerk. — Kostbarkeiten: Bernstein-, Glas- und Schmelzperlen aus dem Buzker See (Opfergaben); römischer Glasbecher mit bunten Gladiatorenbildern; germanischer Silberbecher; gotische Prunkfibeln aus der Völkerwanderungszeit. Um 500 n. Chr. waren in Pommern kaum noch Germanen ansässig. — Modellfigur eines germanischen Kriegers der Völkerwanderungszeit.

Ins menschenarm gewordene Land sickerten allmählich die Slawen ein (seit etwa 700 n. Chr.). Raum 9 bringt ihre Hinterlassenschaft: Ziemlich einförmige Tongefäße, wenig metallene Gebrauchsgeräte. Beachtlich sind aber Funde von der Burg Sütkow: hier waren viele Gegenstände aus vergänglichem Stoff erhalten (später werden sich ihnen beträchtliche Teile der Wolliner Grabungsausbeute zugesellen). Vom wendisch-wikingischen Handel berichten die pommerschen Hacksüberschätze. — Bild einer „Burgwall“-Befestigung.

Der Durchgangstraum 10 birgt einige zeitlich wohl hierher gehörige Holzachen, darunter das getreue Modell eines Bootes; im Wandstrand des Flures vor allem kostbare Fundstücke wikingischer Herkunft: Schwert, Schmuckachen und ein Rnauf in Hundekopfform, ein prächtiges Schnitzwerk aus Walroßzahn. Das auffallend große Tongefäß neben der Tür von Raum 9 hat wohl gewerblichen Zwecken gedient.

Raum 11 bildet den Abschluß der Urgeschichtlichen Abteilung: Die Missionsreisen des Bischofs Otto von Bamberg (1124/25 und 1128) leiten zugleich die deutsche „Kolonisation“ des einst germanischen, damals slawischen Landes ein. Schöne Tongefäße und starke Waffen stammen aus den ersten Jahrhunderten des Deutschtums in Pommern. Vernehmlicher jedoch als die Funde sprechen vom deutschen Pommern draußen die ragenden Bauten, am vernehmlichsten die Menschen selber und auf unserem weiteren Rundgang die Denkmäler bodenständiger Volkskultur.

Volkskundliche Abteilung (Sachbearbeiter: Wiss. Hilfsarbeiter Dr. W. Borchers) — Raumfolge 1. Obergeschloß 12 bis 17, 2. Obergeschloß 18 bis 30: Die zunächst landschaftlich-stämmliche Anordnung des volkskundlichen Schautes bringt die Auswirkungen der deutschen „Kolonisation“ zur Geltung.

Raum 12 ist dem niedersächsischen Kulturgebiet auf Rügen, in Vorpommern, auf Usedom-Wollin und im hinterpommerschen Küstenstrich gewidmet. Die Niederachsen waren ja bei der Deutschwerdung unseres Landes von größtem Einfluß. Wir zeigen Modelle des „Rauchhauses“, bezeichnende Beispiele der Tracht und schöne Erzeugnisse der Volkskunst. Das große Gehöftmodell in Raum 13 führt zusammen mit dem übrigen Schaут in das reiche Bauerngebiet zwischen Cammin und Röslin.

Der Fluß (Raum 14) leitet mit dem Inhalt seiner Wand-schränke zum Pyritzer Weizacker über, der mit seiner farbenfreudigen Pracht die Räume 15 und 16 füllt. Namentlich die buntgestickten Tücher der Frauentracht, aber auch mancherlei Schnitzwerke gehören zu den hervorragendsten Ausdrucksformen bäuerlich-wohlhabender Volkskultur auf deutschem Boden. Die ersten deutschen Siedler des Weizackers kamen aus der Altmark. Das Gehöftmodell erinnert aber an die Urheimat dieses Menschenschlages im rheinfränkischen Stammesbereich.

Mit seinen Wand-schränken bietet der Fluß (Raum 17) manche Ergänzung zu den bisher geschauten Kulturbildern. Auf den Querbalken charakteristische „Abwurfvögel“. (Durch die Tür an der Fensterwand ins mittlere Treppenhaus. Ruhebank. Zur Fortsetzung des Rundganges aufwärts ins 2. Obergeschloß:)

Raum 18 ist mit zwei großen Bildern von der Hand des pommerschen Malers Karl Lattner geschmückt: links „Schnabbuck und Schimmelreiter“, rechts „Tonnenreiter“. Im übrigen soll hier Gelegenheit zum Ausruhen sein. An Hand von Grundrißzeichnungen kann sich der Museumsbesucher über Aufbau und Anordnung der Schausammlungen des Landesmuseums unterrichten.

Durchgang links zu Raum 19: Gegenstände im wesentlichen aus dem Oderbruchgebiet und aus anderen Landschaften der preußischen Kolonisationstätigkeit. Auffallend die Schulzenknüppel und der Schulzentisch mit runenähnlichen Hausmarken.

Die Schrankreihe auf der Fensterseite von Raum 20 enthält zahlreiche schöne Volkskunstzeugnisse aus Ton, Glas, Holz und Metall, wird aber zweckmäßig erst nach Besichtigung der Abteile 21 bis 24 betrachtet.

Raum 21 beschäftigt sich mit der wendischen Restbevölkerung Pommerns: Die Raschuben wurden zu unserem Schaden oft fälschlich als „Polen“ angesehen, während sie tatsächlich westslawischen Stammes waren. Besonders erwähnenswert sind neben dem Modell des Schrot-holzgehöftes einige Trachtenstücke und altertümliche Geräte.

Im nächsten Abteil (Raum 22) stehen ansehnliche Möbel aus dem mittelpommerschen Küstengebiet. An den Wänden die bekannten Schiffsbilder. — Es folgt (Raum 23) eine stattliche Möbelgruppe aus dem hinterpommerschen Bauernland. Vor allem die mächtige Rädertrube zeugt vom Reichtum, der dort zu Hause war. — Den Abschluß dieser Folge (Raum 24) bilden einige Eruben und Stühle sowie ein mächtiges Himmelbett (1797): die bunten Farben lassen schon die Herkunft aus dem Pyritzer Weizacker und seiner Nachbarschaft vermuten.

Raum 25 bringt, möglichst in Gruppen nach Lebens- und Jahreslauf, Sachdenkmäler aus dem weiten Gebiet von Sitte und Brauch, in zwei Wand-schränken auch einiges aus „Aberglauben“ und „Volksmedizin“. Wer planmäßig vorgehen will, tut gut, die eingehende Besichtigung erst nach Raum 30 vorzunehmen.

Raum 26 vereinigt hübsche Brautgeschenke, reizvolle Werke der Volkskunst. Daneben fällt vor allem die eingebaute Haustür auf, die aus Henkenhagen stammt (1830). Durch sie wird gelegentlich Raum 27 zugänglich sein, der Gegenstände besonders des bäuerlichen Tagwerks birgt, deren Einfügung in den allgemeinen Rundgang aus Gründen der Gesamtwirkung nicht rätlich erschien.

Auf Bäcker- und Milchwirtschaft bezieht sich der Inhalt von Raum 28: Butterwiegen und Butter-schaukeln werden manchem Städter schon merkwürdig geworden sein: Ausblicke zur Volkskunst ergeben sich in der Sammlung von Butter- und Gebäckformen. Urakte überlieferung lebt teilweise in den alltäglichen und festlichen Backwaren, von denen die hauptsächlichsten pommerschen Arten in Nachbildungen ausgestellt sind.

Besondere Beachtung wird wohl die inhaltreiche, dem Spinnen und Weben sowie dem Blaudruck gewidmete Schaugruppe (Raum 29) finden. Im Webstuhl ist ein Flickläufer begonnen, wie er an so mancher Wand in der Volkskundlichen Abteilung mit seinen bunten und doch harmonisch zusammenklingenden Farben das Auge erfreut.

Zum Schluß leben wir in Raum 30 eine künftig noch zu erweiternde Reihe von naturgetreuen Modellen typisch-pommerscher Fischereifahrzeuge, außerdem bezeichnendes Gerät und Netzwerk und allerhand Besonderheiten an Geschirr, Bildwerk und Fausrat, womit der Fischer und Schiffer sich zu umgeben liebt. (Weiter durch die Tür unter dem Oberlicht des „Sitte und Brauch“-Raumes:)

Städtisch-bürgerliche Abteilung (Sachbearbeiter: Rustos Dr. H. Bette.) — Raumfolge 31 bis 35:

Treten wir mit Raum 31 in eine andere Welt? Es mag wohl sein, daß man in den Museen „reicherer“ Länder und Provinzen bei so dichtem Nebeneinander der Ausstellung den Unterschied zwischen „städtischer“ oder „adeliger“ und

„ländlicher“ Gemeinschaftskultur in seinem Wesen noch stärker empfinden würde als bei uns in Pommern. Die ersten Möbel in den drei Raumabteilungen zur Rechten scheinen im wesentlichen echt pommersche Mundart zu sprechen. Natürlich fehlt es vor allem in den Schauschränken nicht an Einfuhrgut. Wie in der Volkskundlichen Abteilung etwa die süddeutschen Haubenschachteln, das Marburger und Bunzlauer oder gar englisches Geschirr zu sehen waren, so finden wir hier rheinisches Steinzeug, Porzellan insbesondere der Berliner Manufaktur, fremde Gläser und Metallfachen. Aber auch manch pommersches Eigenzeugnis, Racheln und andere Tonwaren der älteren Zeit, die Stralsunder Fayencen und mehr als ein Gegenstand aus Bronze, Silber und anderem Stoff braucht sich nicht zu verstecken. Gerade in dieser Abteilung bedarf es großer Sorgfalt zur Wahrung des im ganzen Museum geltenden Grundsatzes, daß nur Dinge pommerschen Ursprungs oder unmittelbar pommerscher Beziehung gezeigt werden, damit nicht erst später eingewanderte „Sammelstücke“ das Bild des bodenständigen Kulturlebens und seiner Beziehungen verfälschen. — Am Durchgang zum Raum 32 die Flügel einer Tapentür: Überbleibsel der ursprünglichen Ausstattung unseres Alten Landeshauses.

Raum 32 wird von den Denkmälern des pommerschen Tunnungswesens beherrscht: Junftgeschirr, Eaden, Fahnen, Herbergschilder. Ferner zeigen wir hier Schützen-silber und Ausrüstungsstücke der Schützenkompagnien. Eine stattliche Reihe von Richtschwertern erinnert an die bürgerliche Gerichtsbarkeit. Zum Schmuck des Raumes dienen vier reizende barocke Gartenfigürchen. (Über den Treppensflur zum Raum 33. Treppe nach oben zu den Studienmagazinen, die aber nur zu besonderen Forschungszwecken nach Anmeldung bei der Verwaltung zugänglich sind. Abstieg zum Ausgang durch die kirchliche Abteilung im Erdgeschoß bei vorzeitiger Beendigung des Rundganges. Sonst Fortsetzung in diesem 2. Obergeschoß:)

Raum 33 enthält die Einrichtung eines Alt-Stettiner Kaufmannskontors. — Raum 34 ist als „richtiges“ Biedermeierzimmer ausgestattet. — Von den

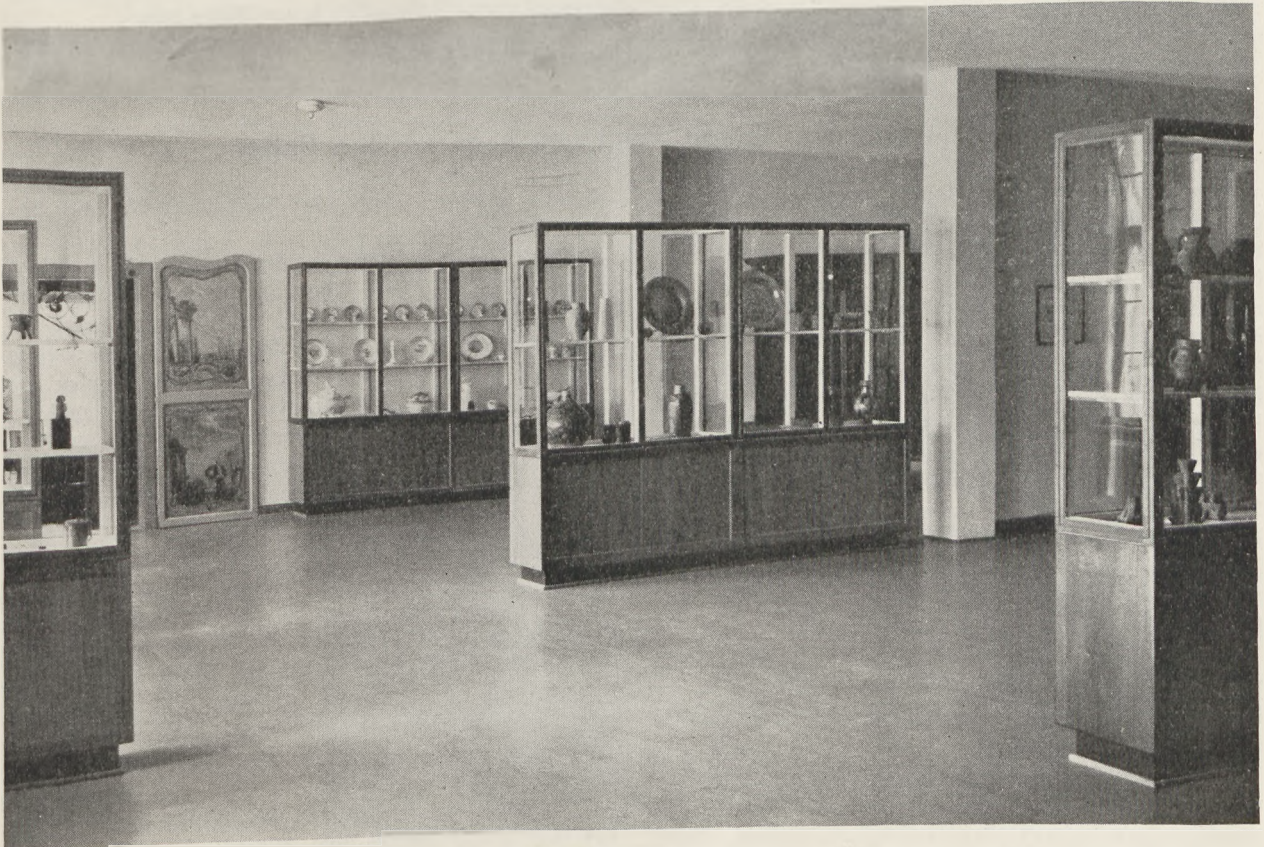
Mahagonimöbeln des Raumes 35 standen einige schon in den Zimmern des Alten Landeshauses. — Auch hier paart sich der „Zeit“stil mehr oder weniger deutlich mit Merkmalen pommerscher Eigenart.

Landesgeschichtliche Abteilung (Sachbearbeiter: Rustos Dr. H. B e t h e) — Raumfolge 2. Obergeschoß 36, Erdgeschoß 37 bis 39:

Gerade in Pommern wird es verständlich sein, wenn ein Militärraum (36) als Auftakt für die landesgeschichtliche Schau gewählt wurde. Zur Schaffung und Ausgestaltung dieser Sammlung war Major a. D. von Albedyll in Pasewalk mit seinem reichen Sachwissen und seinen persönlichen Beziehungen als uneigennütziger Mitarbeiter unermüdllich tätig. Uniformen ruhmreicher Truppenteile, Waffen und sonstige Ausrüstungsstücke, Embleme und Bilder vereinigen sich zu einem Gedächtnis- und Mahnmal. Bei besonderen Gelegenheiten wird ein entsprechender Wechsel der Ausstellung stattfinden können. Die Fahnen der pommerschen und posen-westpreußischen Truppenteile sind an ihrer Weihelstätte im Großen Saal des Museums (Raum 41) belassen worden. (Durch den „Ruhe-raum“ und die Tür gleich links zurück ins mittlere Treppenhäus. Auf dem oberen Treppensflur Blaudruck- und Seidendamasttücher mit historischen Darstellungen. Vorbei an gußeisernen Ofenplatten und mittelalterlichen Waffen, Abstieg ins Erdgeschoß. Fortsetzung der Landesgeschichtlichen Abteilung:)

Raum 37 enthält Erinnerungsstücke zur pommerschen Herzogsgeschichte: Bilder von Angehörigen des Greifenhauses, namentlich auch viele Blätter aus dem berühmten „Visierungsbuch“ Philipps II. (1617). Erwähnt seien ferner ein prächtiges Jagdbesteck, ein gläserner Deckelhumpen mit Weidwerksszenen in Emailmalerei (1596), ein Bernsteinkruzifixus, der Elch-Kopfleuchter und das Kabinett-schränken mit feinen Intarsien.

Der Inhalt des Raumes 38 betrifft den pommerschen Adel. Neben dem raumbeherrschenden Gobelin des Feld-



Raum 40: Tauf- und Abendmahlsgerät

Fot. Albrecht

marshalls Grafen Schwerin sind mancherlei Kostbarkeiten aus Schlössern des Landes zu sehen. Ein prachtvolles Kunstwerk ist die silberne Minnespange mit dem Wappen der Kienkerken (um 1340). Auf die schon früh sehr engen Beziehungen des pommerischen Adels zum preußischen Königshause weisen die Bleiplatten vom Kösliner Denkmal Friedrich Wilhelms I. (des Erbauers unseres Alten Landeshauses) und der mächtige Potsdamer Glaspokal, den die hinterpommerischen Landstände dem König schenkten (1724). Einige Bildnisse tragen klangvoll stolze Namen in Krieg und Frieden bewährter Männer: Razmer, Kameke, Verfflinger, Kleist, Blücher, Bismarck, Herzberg. Irgendwelche Vollständigkeit oder auch nur größere Fülle auf diesem Gebiet muß Sache gelegentlicher Sonderausstellungen sein.

Vom pommerischen Bürgertum und seinen im engeren oder weiteren Bereich „geschichtlichen“ Persönlichkeiten handelt Raum 39: Durch Bilder und sonstige Dokumente wird z. B. an die bürgerliche Gründung der Landesuniversität, an Männer wie Bugenhagen, Spalding, Runge, Poeme, Kettelbeck, Arndt oder Birchow erinnert. Ergänzenden Anschauungsstoff, u. a. Stadtansichten und -pläne, haben wir im Verlauf des Rundganges mehrfach gesehen.

Kirchliche Abteilung (Sachbearbeiter: Kultus Dr. H. Bette) — Raumfolge 40 bis 45:

In Raum 40 sind verschiedenartige **Erzeugnisse des Kunsthandwerks** aus kirchlichem Besitz zusammengestellt: Tauf- und Abendmahlsgerät, Glocken, Stickereien und Orgelschmuck. Im Flur des hinteren Treppenhauses steht neben allerhand Architekturteilen eine bemerkenswerte barocke Gartenfigur. Hier ist auch Gelegenheit zur **Besichtigung des Museumshofes**: Von den drei großen Kirchenglocken wurde die älteste (links) schon gegen 1300, die jüngste (rechts) 1672 unterm Großen Kurfürsten gegossen. Ringsum befindet sich Bildwerk vom Stettiner Parnixtor. Weniger auffallend, aber geschichtlich und künstlerisch wertvoll ist das leider arg verstümmelte Wappenrelief vom Wolgaster Herzogschloß (1537). Die Siebelvase in der Mitte des Hofes zierte einst das Grumbkowsche Palais am Hofmarkt.

Der Große Saal (Raum 41), der zugleich **Vortragswegen** dient, erhält seine besondere Weihe durch die

Fahnen der pommerischen und posen-westpreußischen Truppenteile. Die Fenster sind (seit 1895) mit den Wappen der Städte und Adelsgeschlechter Pommerns geschmückt. Die Stirnwand des Saales trägt eine Nachbildung des berühmten Croyteppichs (1554). Das Sakramentshäuschen von Kolzow auf Wollin ist aus einem ganzen Baumstamm gezimmert und mit uralten Schnitzmustern verziert. Sonst seien noch die Altarwerke von Ückermünde und Ugedom erwähnt (um 1520). — Der niedrige „**Gruftraum**“ (42) zeigt zwei Särge (1711 und 1721), zahlreiche Sargbeschlüge und einige kirchliche Ausstattungstücke, darunter ein großes, in auffallender „Ersatz“technik hergestelltes Antependium. — Der „**Grüne Raum**“ (43) hat gleich rechts vom Eingang eine Kanzel (1596) und eine Taufe aus dem Pyriker Weizacker. An den Wänden sind Gemälde und Schnitzwerke aus pommerischen Kirchen. Besondere Aufmerksamkeit erregt der Seebuckower Abtsstuhl (nach der schönen Inschrift 1476 entstanden). — Der „**Rote Raum**“ (44) setzt diese Ausstellung fort: Die Malereien des Altarschreines von St. Gertrud auf der Stettiner Lastadie (um 1400) und die Kreuzigungsgruppe vom Triumphbalken der Freienwalder Kirche (um 1520) gehören zu den besten Kunstaltertümern Pommerns. — Mit unseren frühesten deutsch-mittelalterlichen Denkmälern bildet der „**Säulenraum**“ (45) den Abschluß der kirchlichen Abteilung. Raum ein Besucher wird die gotländischen Kalksteinkapitelle aus dem kolonisationsgeschichtlich bedeutsamen Kolbaß, aus Schloß Saatzig und Burg Raugard (Ende des 13. Jahrh.), den prächtigen bronzenen Türring der Stettiner Marienkirche und die trotz ihrer Verfümmelung noch eindrucksvolle Sandsteifigur des Pommernapostels Otto von Bamberg unbeachtet lassen.

Zuletzt, beim Ausgang zur Vorhalle, nochmals ein Blick auf den steingewordenen, doch ewig lebendigen Ausdruck von Preußentum, Deutschtum und Menschentum im königlichen Antlitz des „**Alten Fritz**“: Er fühlte sich mit seinen Pommern zutiefst verbunden, weil er das Wesen von Land und Leuten aus guten und schlimmen Zeiten kannte wie keiner außer ihm. Ein Abglanz dieses Wesens möge dem Besucher unseres Landesmuseums als Erlebnis, Erkenntnis und Mahnung in seinen Alltag folgen!

Otto Runkel

Der Schwank vom Knecht Knust und dem geizigen Pastor

Ein Pastor war seines Geizes wegen weit und breit bekannt. Eines Tages brauchte er einen Knecht, da ihm der alte gestorben. Es meldeten sich auch etliche, die es mit ihm versuchen wollten. Aber — der eine war ihm zu groß und stark und darum als starker Esser nicht willkommen, ein anderer zu mager und klapprig, so daß er fürchten mußte, er werde sich bei ihm herausfüttern. Zuletzt kam einer, der war weder groß noch klein, weder dick noch dünn und gerade recht; aber er war — ein Schalk! Der sprach: „Ehrwürdiger Herr Pfarrer, ich bin ein gar bescheidener Gefelle bei Tische! Ich heiße Knust und esse außer Brot nur Dinge, die mit einem „**R**“ anfangen!“ Und da dem Pastor in dem gleichen Augenblick Kartoffeln, Klöße und Käse in den Sinn kamen, so sagte er mit Freuden ja und glaubte seinen Mann gefunden zu haben.

Als sie nun am nächsten Morgen beim Imbiß saßen, standen zum Brote Butter und Kreude von Rüben auf dem Tisch, so daß eine Verwechslung der Zuständigkeiten eigentlich nicht möglich schien. Wie erschrak aber der Pastor, als der Knecht, nachdem er sich ein Stück Brot abgeschnitten, tüchtig in den Butternapf griff und meinte: „Zum trocken Brot gehört ein derber **Klut Butter**!“ — Der Pastor ließ es hingehen und dachte

bei sich: „Beim Mittagessen sollst du mich nicht betriegen!“

Als es nun zum Mittag läutete, sah man auf dem Tische beisammen: hier eine gute gebratene Gans und dort Kartoffelsuppe mit Speck. Schob der Knecht die Suppe dem Pfarrer hin, füllte sich den Teller mit mehlig gekochten Kartoffeln und fingerte sich die Keulen des leckeren Martinsvogels herunter, meinend: „**Keulen, Herr Pastor, sind unserem Vertrage nicht zuwider!**“ —

Dem Pastor blieb der Happen im Munde stecken; aber er beschloß, es noch einmal, nämlich beim Abendessen, zu versuchen. Darum ließ er als Zubrot Wurst und Käse auf den Tisch stellen und harrte der Dinge, die da kommen würden. Er hatte auch eigenhändig die Wurst seitab gestellt, so daß sie für den Gast nicht leicht zu erlangen schien. — Der Knecht nahm schweigend Brot und Butter. Sah prüfend die Wurst an und dann dem geistlichen Herrn ins Angesicht und sprach, als wäre es eine Selbsterständlichkeit: „Die Wurst sieht out aus, Herr Pastor! Wollet mir, bitte, einen tüchtigen **Kanten** davon absäbeln!“ —

Ich glaube nicht, daß der Pastor den Knecht Knust, der nur Klut, Kanten und Keulen aß, heute noch in Diensten hat.

Martin Reepel

ODO RITTER:

POMMERSCHE KÜNSTLER STELLEN AUS

Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß die am 3. November beginnende Ausstellung pommerischer Künstler im Stettiner Städtischen Museum dem Besucher einen Querschnitt durch das künstlerische Schaffen unserer Provinz gibt, wie er bisher hier noch niemals gezeigt wurde: über 30 Künstler lernen wir in etwa 200 Werken kennen!

Man ist außerhalb der Provinzgrenzen auch heute noch zu gern geneigt, Pommern jegliche Kunstäußerung abzusprechen, zum mindesten aber ihm nur dilettantische Arbeiten zuzugestehen. Wir wissen — es gibt pommerische Künstler! Keine Künstler zwar, die laut ihr Reklameschild herumtragen, die angefressen sind von irgendwelchen erfundenen Stilprinzipien (die bekanntlich nur für das materielle Heute taugen!) —, sondern Künstler, die mehr im stillen wirken, intuitiv, ohne zu experimentieren, die ihren Weg gehen, wenn er auch nicht immer zur Anerkennung führt.

Wir denken an die gottlob überwundene Nachkriegsepoche. Da hatten wir Deutschen eine Kunst, eine Asphaltkunst, die allein das Verdienst für sich in Anspruch nehmen konnte, wahnsinnige Verbrechen am Volke begangen zu haben. Eine Kunst, die alle sittliche, schöpferische Kraft des echten deutschen Menschen brutal unterdrückte. Die sich ganz bewußt in Gegensatz stellte zur Moral und jeglicher Lehre vom Göttlichen. Die mit der Form spielte und experimentierte und im wechselnden Gewande einen Inhalt äußerte, der bestimmt kaum ins Bewußtsein drang, sich dafür aber in die Seelen, wie ein verfeuchendes Gift, einschlich. Die sich einer sonst fähigen Generation von Künstlern enthalste — einer Generation, die auf Grund

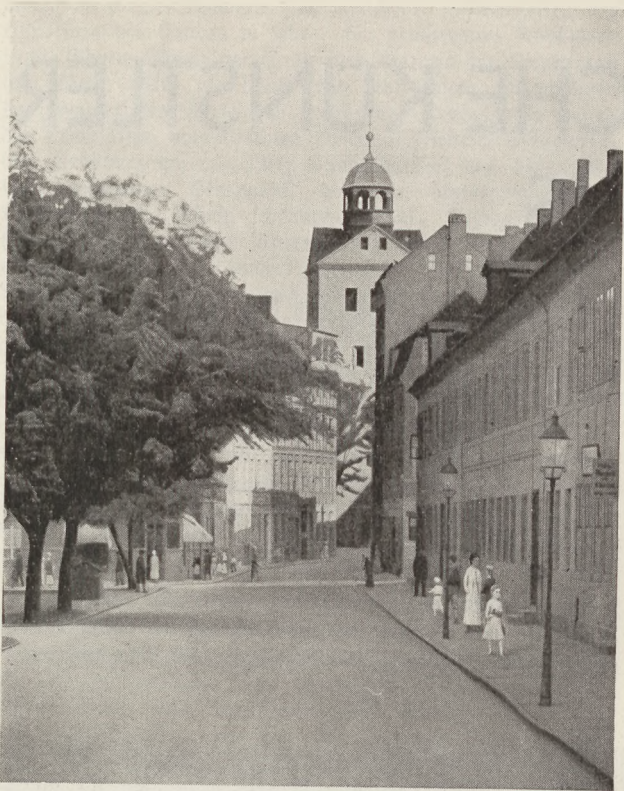
ihres Alters nur zu leicht dem schrankenlosen Liberalismus verfiel, der sein Heil in der Formung des Themas sah, das der blasse Zeitgeist aufgab. Wer verfieng sich nicht in den Netzen dieser verantwortungslosen Prediger?

Dieses geistige und seelische Siechtum aller künstlerischen Schöpfung brach sich an der volkverwurzelten Idee des Nationalsozialismus. Heute ist jene Asphaltkunst, sind jene elenden Machwerke verschwunden: eine klare Luft weht wieder, eine neue Kunst lebt auf, die ihre Wurzeln gern in eine große und wertreiche Vergangenheit schlagen läßt. Es gibt für die Kunst nur eine einzige Aufgabe: sie soll die heiligste und aufrichtigste Äußerung des Erlebens sein, das durch des



Wolf Hoffmann: Rügenwalder Mönne

Fot. Vogt



Gustav Wimmer: Blick auf das Stettiner Schloss

Volkes Seele fliekt. Sie soll das in ihrer Form ausdrücken, was diese deutsche Seele in ihrer Bescheidenheit verbirgt. Für das Volk ist die Kunst leider immer noch ein derartig hoher Begriff, daß es (kaum übertrieben) vor dem Wort allein schon in Demut sich neigt. Wir aber sagen und wollen, daß es sich vor dem verneigen möchte, was die Kunst als wahres Erlebnis, als ein Fluidum der inneren Stärkung zu offenbaren vermag. Das deutsche Volk soll endlich wieder beten können in der Kunst und durch die Kunst!

Wer ihm Rätsel aufgeben will — der mag sein berechnendes Virtuositentum in eisernen Truhen verschließen: solche „Künstler“ passen nicht in unsere, in die neue Zeit!

Moeller van den Bruck, der feinfühligste Deuter wahrhaft deutscher Werte, prägte die Worte: Stil ist geistige Kunst. Im Stil findet der Mensch wieder zu seinem Ebenbild zurück. Stil ist Bewußtsein. Jeder Stil, zu dem ein Künstler vordringt, ist wie eines der großen Systeme, in dem wir aus Anschauung und Begriff die Schöpfung selbstherrlich nachschaffen. Deshalb ist der Stil nur auf geistiger Grundlage möglich, auf mythischer oder religiöser oder metaphysischer Grundlage — je nach den Zeiten — aber nicht auf derjenigen des täglichen, sinnlichen, sich selbst überlassenen, und wäre es des künstlerischsten Lebens! Stil ist Zusammenfassung, Flächengefüge, Meißelschlag einer Zeit: Bindung des Ungebundenen für die Ewigkeit, die nach uns kommt. Stil ist Architektur in jeglicher Kunst. —

Wie Aphorismen diese Worte! Klar und wahrhaftig. Der deutsche Künstler wird sie sich zu eigen machen.

*

Ohne Zweifel wäre es unvorteilhaft, eine Ausstellung in den jetzt gezeigten Ausmaßen ohne einheit-

lichen Gesichtspunkt durchzuführen: Die Fülle des Materials müßte dann in ihrer Vielgestaltigkeit verwirrend wirken. Begrüßenswert ist es daher, daß der Leiter der Ausstellung, Dr. Otto Holze, diese unter dem Blickwinkel des „Landes am Meer“ anlegte, daß also die ausgestellten Werke in der pommerschen Landschaft unmittelbar und in ihren Menschen wurzeln. So entstand eine Schau, die typisch eigenes Gepräge hat — eine Schau, die wegen ihrer landschaftlichen Gebundenheit den Leistungen des einzelnen Künstlers wohl nicht immer gerecht wird, die aber gerade deshalb fast von selbst die Frage nach einer arteigenen pommerschen Kunst aufwirft.

Gibt es eine solche Kunst? Muß es sie überhaupt geben? Wir müssen wieder mit „Ja und Nein“ antworten.

Mit nein, weil es uns gar nichts nützen würde, wenn ein Kunstwerk in Technik und innerer Formgebung von vornherein als „aus Pommern gebürtig“ gewertet wird. Das käme letzten Endes auf den Begriff der „Schule“ im alten und meist unheilvollen Sinne hinaus. Das hieße die freie Entwicklung des einzelnen hemmen, sie in Bahnen zwingen, die genau vorgeschrieben und deren erreichbarer Höhepunkt fast mathematisch zu errechnen wäre!

Mit ja, weil es eine aus dem Herzen der Landschaft geborene Kunst geben muß. Denn abstrahiert man alle Außerlichkeiten, dann bleibt die Intuition — das, was im Wesensgefüge eines Kunstwerkes das schlechthin Künstlerische überhaupt ist. Und diese intuitive Erfassung der heimatischen Landschaft, ihr Erleben und Erkennen aus gleichgerichteter Seele: das läßt mit mehr oder weniger betonter Eindeutigkeit das „Pommersche“ in den Werken hervortreten. Die See hier mit den



R. H. Lattner: Fischerfrau am Strand

Fischerbooten — ja, das ist Pommern vom pommerschen Menschen geschaut! Und die Dünenlandschaften, so muß sie der Pommer sehen! Und die Bauern und Fischer — ja, sie sind bodenverwurzelt wie der Künstler selber, sind seinesgleichen — er lebt mit ihnen!

Doch, wir haben eine pommersche Kunst. Eine Kunst allerdings, die nur im Gleichklang der inneren Gestaltung zu einer gewissen Einheitlichkeit der geistig-seelischen Äußerungen herangewachsen ist.

Die Gesundung der Kunst von den liberalistischen Prinzipien der vergangenen Epoche, von der Romantik

Schwierigkeiten, mit denen die junge Künstlerchar zu kämpfen hat — wir möchten, daß sie hinauswandern könne in die große deutsche Landschaft und zu ihren Meistern: nicht um Nachbildner zu werden, sondern um zu lernen, das Vollkommenere zu schauen. —

Von den älteren Malern begegnen wir wieder Gustav Wimmer, Hans Hartig und Eugen Decker, dem fast Siebzigjährigen. Die beiden letzteren offenbaren in ihren Werken eine gewisse Verwandtschaft: bewundernswerte Farbigkeit der Gemälde, die der Harmonie des Ganzen keinen Abbruch tut. Sehr



Walter Stockmann: Getreidemandeln

expressionistischer, impressionistischer, sachlicher und neu-sachlicher Prägung, wird bestimmt nicht von den Großstädten ausgehen können — sie wird sich vielmehr in der freien Landschaft durch erdverbundene Denkungsart vollziehen. Möglich, daß wir auf diesem Wege schon bald zu einem klaren Ausdruck einer deutschen Kunst kommen. Als eigenmächtiges Volk müssen wir es. —

Es ist naturgemäß unmöglich, eine umfassende Würdigung der im Städtischen Museum ausgestellten Werke in Einzelheiten gehend zu geben. Ganz allgemein aber läßt sich im Vergleich zu früheren Ausstellungen ein Fortschritt sowohl in der technischen wie in der rein künstlerischen Gestaltung der Themen feststellen. Nicht zuletzt dadurch, daß die jüngste Generation aus dem Zeitgeist, aus dem wahren deutschen Geist heraus schuf und schöpfte. Ihr soll in Zukunft unser besonderes Augenmerk gelten. Wir kennen die

gut die winterliche Kleinstadt und der Jahrmarkt-Ausschnitt von Hartig — Bilder, die man leicht einem jüngeren zuschreiben könnte. Deckers ausgeglichene Kunst kommt besonders in „Stralsund“ schön zur Geltung. Eigene Wege geht Gustav Wimmer, von dessen Gemälden wir hier den Blick auf das Stettiner Schloß zeigen. Es zeichnet sich durch seine Klarheit und ruhige Geschlossenheit aus. Sonst liegt über seinen Werken eine feine Melancholie, die sich in den beiden Landschaften fast zur Lyrik steigert.

Mit Zeichnungen stärkster Ausdruckskraft ist Paul Holz vertreten. Seele wird sichtbar bei seinem Bilde „Meine Mutter sieht ins Grab“ — Sehnsucht wird faßbar, wenn wir das Blatt „Alte Dame auf der Düne“ betrachten — und Mitleid überfällt uns beim Anblick des sterbenden Pferdes. Holz gestaltet psychologisch. Gleich, ob er die Landschaft zeichnet oder jenen „Betrunkenen“ am Vollwerk. R. A. Lattners Schaffen ist bereits im Februarheft dieser Zeitschrift gewürdigt

worden. Wir können mit Freude feststellen, daß seine neueren Arbeiten an Reife noch gewonnen haben! Aus den „Masken“ sprüht heitere Ironie, wuchtig steht die Fischerfrau am Strand: meisterhafte Beherrschung der Farbtonung, plastische Gestaltung mit allen Vorzügen der Klarheit zeugen von Lattners echt künstlerischem Empfinden.

Reiche Begabung verrät Wolf Hoffmann in seinen Gemälden und Aquarellen. Offener Blick für die heimatliche Landschaft, stilistisches Können (von den Mundharmonika spielenden Knaben sei abgesehen!) versprechen eine weitere Entwicklung. Ähnliches ist von dem Greifswalder Hans Schubert zu sagen, der eine

Jam wäre es, den Blick noch fester aufs Ganze zu lenken. — Erich Schulze's Können liegt zweifelsohne mehr auf dem Gebiet der Porträt- als auf dem der Landschaftsmalerei. Vorzüglich sein Frauenbildnis, ebenso die Aquarelle der ostpommerschen Bauern. Die beiden Landschaften leiden an der Enge des Blickfeldes. — Die Arbeiten Hans Troschels tragen noch zu viel von Dilettantismus an sich. Gewiß: die Motive aus Vogel- und Tierwelt sind gekonnt und mit fast brutalem Realismus gemalt. Aber zu einem Kunstwerk gehört schließlich noch mehr als das Wissen um die Tierseele! Möglich, daß auch Trotschel aus sich selbst heraus die geeignete Form für die Gestaltung seines Erlebens findet.



Hans Schubert: Die Mühle

Fotos: Vogt

der stärksten Kräfte in der Provinz zu sein scheint. Sein „Mühlen“-Bild spricht warm an.

Herbe, unbeirrte Graphik stellt Walter Stockmann aus. Neben den „Getreidemandeln“ sind es vor allem ein lieblicher Rinderkopf in Aquarell und tiefgeschaltete Landschaften, die gefallen. Eigene Note hat auch Walter Bormes, von dessen Werken die „Liegende Ruh“ besondere Erwähnung verdient. Lotte Usadel beherrscht die Technik des Farbstifts: „Distel“ und „Schierling“ sind die besten ihrer ausgestellten Bilder. Man kann sich aber des Eindrucks einer bewußt angestrebten „Form-Erringung“ nicht erwehren, vielleicht zum Schaden künftigen Schaffens.

Friedrich Eberhard, Lehrer an der Stettiner Handwerkerschule, zeigt uns Aquarelle aus pommerscher Landschaft. Sehr gut die „Kartoffelesserinnen“. Sein Talent scheint indessen stark zur Wandmalerei zu neigen. Die Ölgemälde von Max Kühn wirken etwas empfindungslos — die beiden Aquarelle heben sich diesen gegenüber vorteilhaft ab.

Erfreulicher Fortschritt ist bei dem jungen Franz Th. Schütt festzustellen. Man merkt es, daß hier ein stark fühlender Geist am Werke ist, der bald die Ausdrucksformen gefunden haben wird, die ihn in die vorerste Reihe der heimatlichen Künstler bringt. Nat-

Reifte Kunst offenbart uns Vinzenz Weber, der erst kürzlich von Düsseldorf als Lehrer an die Handwerkerschule berufen wurde. Ein grundsätzlich anderes Temperament setzt sich hier mit dem Wesenhaften der norddeutschen Landschaft auseinander. In einer Form, die wohl zunächst kaum „pommersch“ wirkt, dafür aber von einer tiefen, ja von tiefster Kraft und Überzeugung ist. Unsere jungen Künstler werden von Weber in jeder Hinsicht viel lernen können!

*

Von den drei ausstellenden Bildhauern sind uns seit langem zwei bekannt: Kurt Schwerdtfeger und Joachim Utech. An ihre Seite stellt sich nun der junge Erwin Mißch, Schüler Schwerdtfegers, mit einer Tierplastik und einem Porträt. So sehr dieses noch im rein „Technischen“ stecken bleibt — so sehr auch müssen „Die Katzen“ in ihrer einschmeichelnden Ausdruckskraft gefallen. (Siehe Titelbild.) Wir warten gern auf das weitere Schaffen dieses Künstlers.

Kurt Schwerdtfeger zieht die Aufmerksamkeit besonders durch die Bildnisse von Hindenburg und Hitler auf sich. Herbe Formsprache, Klarheit der psychischen Auffassung zeichnen diese Plastiken aus, von denen wir „Hitler“ für die erhabenste und künstlerischste halten,

die wir überhaupt bis heute kennen. Beide Büsten werden im Stettiner Marienstiftsgymnasium ihren Platz finden. Die Hochreliefs „Fischer“ und „Bäuerin“ ver-raten die innere Kraft, mit der sich Schwerdtfeger um den Typus des heimatlichen Menschen bemüht. Es sind Menschen des Alltags zwar — aber Köpfe, deren kernig-selbstzufriedener Ausdruck nicht nur abgelauscht, sondern bezwingend in empfindungsvoller Form gestaltet ist. Gleiche Beachtung und Anerkennung verdient die „Kniende Frau“ (die übrigens stark an die schon früher gezeigte Gruppenplastik „Mutter und Kind“ erinnert): Nichts hohl Pathetisches schuf der Künstler, dafür aber ein Monument echter Fraulichkeit — —.

Joachim Utech schließlich ist leider mit nur wenigen Plastiken vertreten. Wir hätten von ihm gern größere Arbeiten gesehen. Sein Können liegt in der handwerk-lichen Meisterung des Granits. Entzückend unter den gezeigten Steinplastiken sind zwei anmutige Kinder-porträts; auch der Kopf des friderizianischen Zeit-

genossen, in seiner naturharten Prägung, zeugt von tiefer Gestaltungskraft.

Nicht alle ausstellenden Künstler konnten bei dieser kurzen Betrachtung gewürdigt werden. Besonders die in der Provinz schaffenden, wir denken an Kreuzfeldt (Vater und Sohn), Greifswald, an Kiefert, Stralsund, an Töpfer, Cammin, an Machemehl u. a., mußten leider unerwähnt bleiben. „Das Bollwerk“ wird aber gerade ihnen im Laufe der Zeit seine Seiten zur Verfügung stellen.

Wohlan, Künstler Pommerns! Ihr müßt wissen, wie reich ihr seid, um künstlerisch Prediger sein zu dürfen einer Zeit, die der Deutung ihres Inhaltes und ihres Gesichts hart! Einen Dualismus der Kunst gibt es nicht mehr — keine Zweifelt, die nach rechts oder links katzbuckelt, die hier gefällt, dort aber schroff abgelehnt wird!

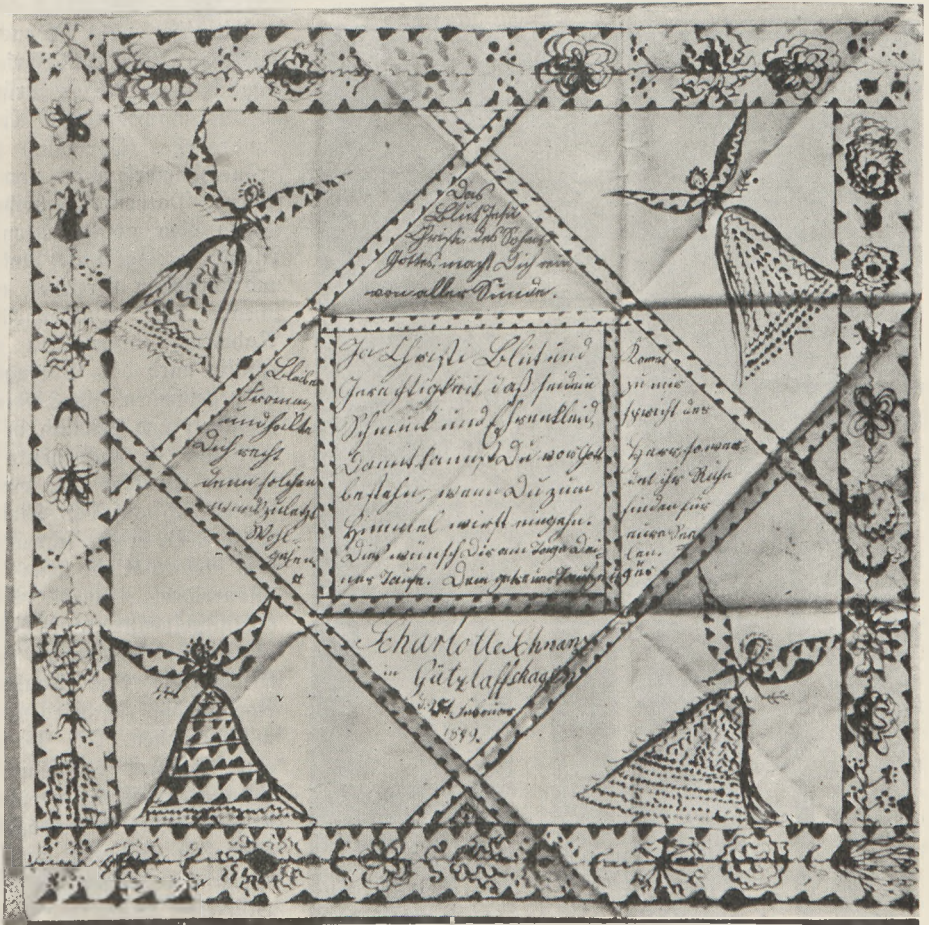
Es gibt nur noch e i n e deutsche Kunst!

WALTER BORCHERS:

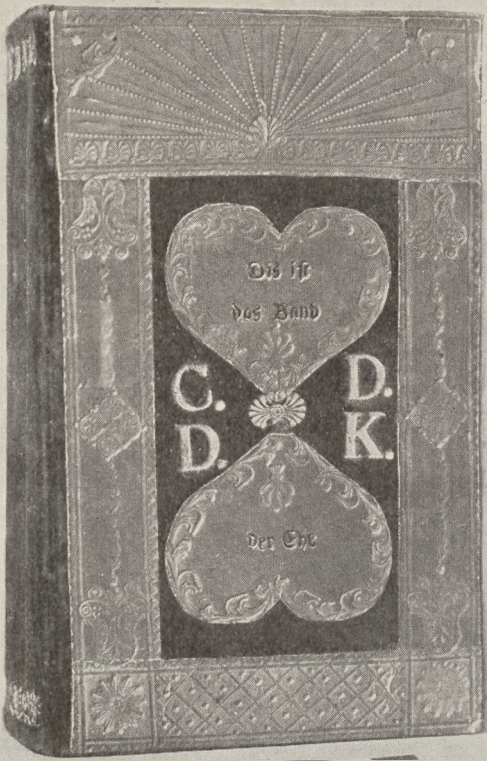
Vom Patenbrief zum Totenschiff

Das Leben des gemeinschaftsgebundenen Bauern oder Fischers ist von Unbeginn bis Ende von feindlichen Gewalten bedroht und unheimlichen Mächten ausgeliefert. Auf Schritt und Tritt, besonders an den Wendepunkten, wie bei Taufe und Hochzeit, ist es gefährdet. Das Wesen dieser Mächte zu erforschen und nach den göttlichen Wahrheiten oder Prinzipien zu fragen und sich geistig mit ihnen auseinanderzusetzen, ist dem einfachen Mann des Volkes fremd. Abstraktes Denken und abstrakte Erklärungen sind ihm geradezu ein Greuel, vielmehr hat der bodenständige und naturverbundene Mensch mit seinem bildhaften Denken und seiner plastischen Sprache für die ihm unerklärlichen Naturvorgänge Wesen und Gestalten erfunden und geformt, die er in Herbstnebeln, in den wilden Winterstürmen, in dem Branden des Meeres, in dem Rauschen des Blätterwaldes, in dem Wogen des Kornfeldes gefühlt und erschaut hat. Der wilde Jäger, der Schimmelreiter, der Bullkater zu Weihnachten und in den

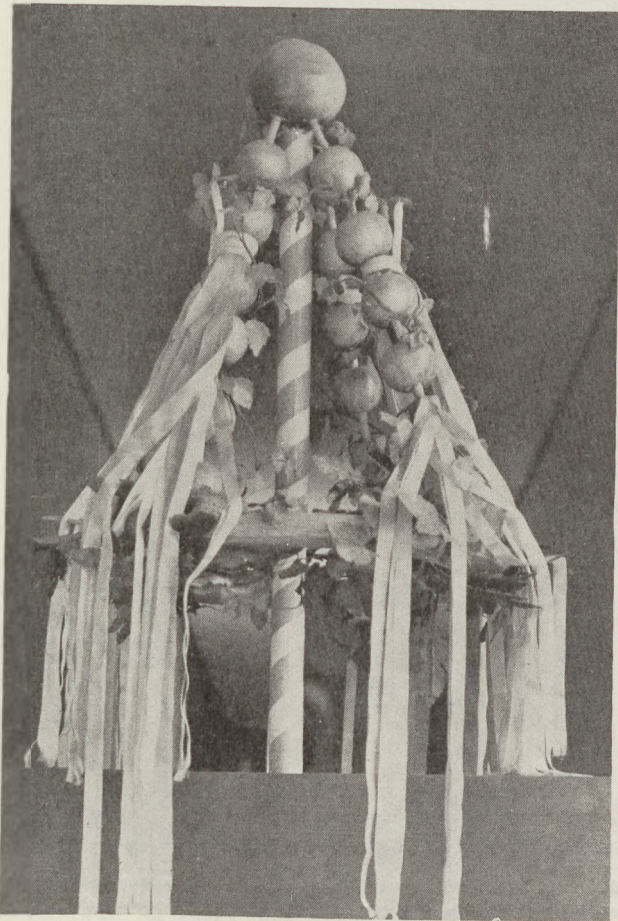
Zwölften, die witten Wiber, die Tuzen, die Hexen, die im Weizacker das Flachs inscheeten (besudeln), der Roggenwolf, die Kornhexe, die ihre dünnen Arme nach



Patenbrief aus Gütsclaffshagen, Pr. Greifenberg, von 1849



Gesangbuch aus dem Weizacker, Verlobungsgeschenk



Brautapfel aus dem Kreis Randow

den kleinen Kindern ausstreckt, um sie zu verzehren, der „Fuerdrak“, der Glutert (Feuerdrache) auf dem Dach, der „grise“ Wolf, die Totengeister, alles das sind unheimliche Mächte, die wir zu fürchten haben und die uns Schaden können. Unabhängig von christlicher Religion offenbart sich hier das primitive religiöse Urgefühl.

Das Kommen und Gehen, das Geborenwerden und Sterben ist ein Naturgesetz, dem das von Menschenhirn gebildete Gesetz des Brauchtums, diktiert von der Gemeinschaft, vom Selbsterhaltungstrieb gegenübersteht. Durch welche Gefahrenklippen z. B. ist das Menschlein, das der Klapperstorch oder Schwan gebracht hat, wie man an der vorpommerschen Küste, auf Rügen und Hiddensee sagt, hindurchzubringen; welche Gefahren z. B. hat das verlobte oder getraute Paar, die werdende Mutter, die Wöchnerin zu meiden und wieviel Abwehr- und Schutzmaßnahmen sind zu ergreifen!

So hat sich eine Fülle von Sitten und Gebräuchen herausgebildet, eine gewisse Gesetzmäßigkeit ist zu beobachten nicht nur im einfachen Handeln, in Gestik und Mimik, in Wort und Lied, sondern auch in der Sachkultur, im einfachen Gegenstand. Es ist selbstverständlich, daß zu der oder jener Gelegenheit des Familienlebens eben nur ein oder mehrere ganz bestimmte Dinge von bestimmter Form auftauchen. Von dem Patenzettel, dem Verlobungs-Gesangbuch, dem Brautleuchter, dem Brauthahn, dem Brautgürtel, dem Hochzeitsflitterpail (Krone) bis zu Totenschiff, Totenkrone, Totentafel, Grabmal ist ein kleiner Weg, ist gewissermaßen das Leben des pommerschen Bauern oder Fischers ausgebreitet. —

Zu den interessantesten Sachgütern, die in den Lebenskreis des Kindes einbezogen sind, gehört der Patenbrief. Er ist quadratisch geschnitten und oftmals gefaltet, bemalt oder bunt bedruckt mit biblischen Szenen und Sprüchen. Der Patenbrief oder -zettel blickt auf ein ziemlich hohes Alter zurück. Er wird zum ersten Male im mittelhochdeutschen Epos Wolfdietrich erwähnt. In Amaranthes (Corvinus) nutzbarem galantem kuriosem Frauenzimmerlexikon vom Jahre 1715 lesen wir folgendes: Patenzettel heißen diejenigen in Kupfer gestochen oder abgedruckten Blätter, auf Knäblein oder Mägdelein eingerichtet und mit allerhand Glückwünschen und Reimlein verzieret, worin die Gevattern das Geschenke oder Patengeld mit Untersreibung ihres Namens einzuwickeln und zu versiegeln pflegen.“ Häufig wird das Patengeschenk als Angebinde um den Arm gebunden, als Einbindegeld in den Patenbrief eingewickelt und heimlich in das Kopfkissen gesteckt. Man war und ist noch heute in der Wahl der Paten in unserer Provinz sehr vorsichtig, weil Eigenschaften des Paten sich auf das Kind übertragen können. Ist der Pate z. B. in der schwarzen Kunst bewandert, so können dem kleinen Kinde beim Taufakt die Eigenschaften eines Moarriders, eines Nachtmars oder Lattenstigers (Nachtgespenster auf Rügen) angezaubert werden. In Altshlawe erschienen am Taufstage zum Kinnelbeie (Rindelbier) drei Taufpaten, um den Täufling mit eigenhändig geschriebenen und bemalten Patenbriefen zu beschenken. Der Patenzettel eines Knaben war mit einer blauen, der eines Mädchens mit einer roten Schnur kreuzweise verschnürt. Den Inhalt des Patenbriefes bildeten Geldmünzen aller Art, damit es dem Kinde in Zukunft an nichts mangeln solle. In dem Brief des Mädchens befand sich außerdem noch ein Stückchen Flachs und eine Nähnaedel, auf daß es einmal eine selbständige und tüchtige Hausfrau würde. Aber erst dann konnte der Patenbrief seine Wirkung nicht

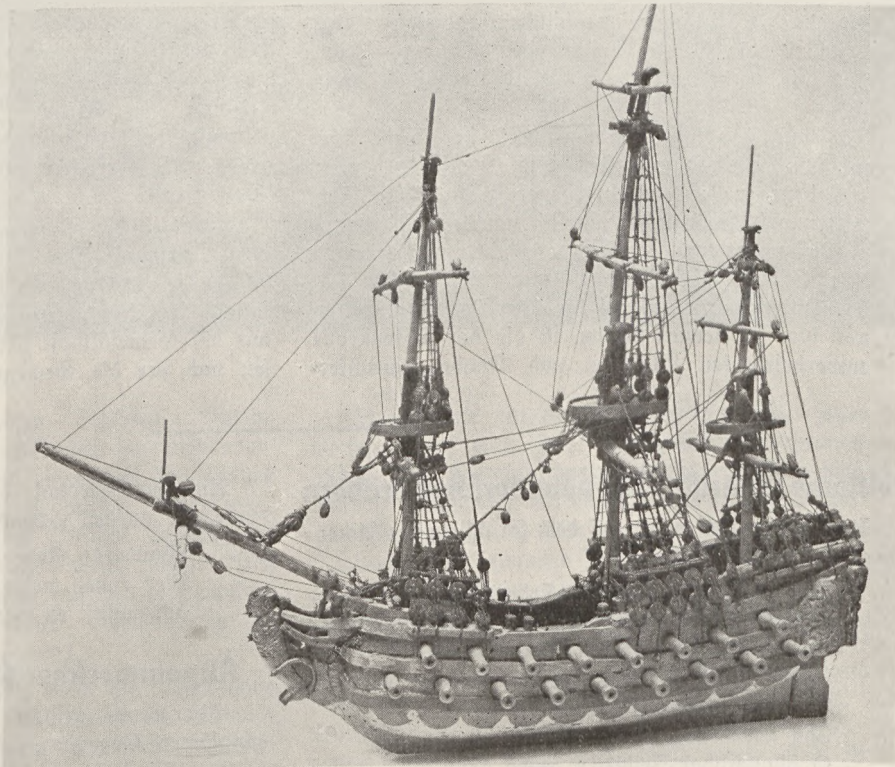
verfehlen, wenn er heimlich im Halbdunkel der Kirche unmittelbar vor dem Taufakt in das Kopfskissen des Kindes gesteckt wurde. Taufgeld war Heckgeld — es durfte deshalb nicht ausgegeben werden, wie auch Nadel und Flachs ebenso sorgfältig aufgehoben werden mußten.

Die Patenbriefe sind je nach Geschmack und Können des Patenonkels verschieden. Konnte man sie nicht selbst schreiben und bemalen, so kaufte man eben gedruckte, wie sie von Schreibers Erben in Leipzig vertrieben wurden. Gerade diese Briefe tauchen sehr häufig in Pommern auf. Die Paten hatten für Patenkinder zu sorgen, beschenkten sie zu Geburtstagen und zu Weihnachten. Das wurde auf der Insel Hiddensee bis zum zwölften Lebensjahre durchgeführt, dann wurde als Abschlußgeschenk zu Weihnachten dem Kinde meist ein Stollen mit der Zuckergußinschrift „Abgedankt“ überreicht.

Eine ganz gewichtige Rolle spielen Verlobung und Hochzeit. Auch sie haben in der Sachkultur ihren Niederschlag gefunden. Das Zeichen der Löfte oder Verlobung in Norddeutschland war das Gesangbuch, so auch in Pommern, auf Rügen, im Weizacker, im Kreis Greifenberg und Jamund. Besonders schön sind die Gesangbücher aus dem Weizacker, die mit Bunt- und Goldpapier und mit Samt beklebt sind und ausgeschnittene Herzen mit den Initialen der Verlobten tragen. Typisch ist auf unserem abgebildeten Weizackergesangbuch die Inschrift: „Dis ist das Band der Ehe.“ Die Weizackergesangbücher haben große Ähnlichkeit im übrigen mit denen von der Schwalm (Hessen). Groß ist die Zahl der Minnegeschenke, die von der Braut oder dem Bräutigam selbst verfertigt wurden. Wir denken da an die Webretter aus Mönchgut, die Waschklopfhölzer vom Darß, an die Sprögelwocken des Weizackers, an die Schmuckkästchen des Kreises Greifenberg, an die Handschuhe, Halstücher, Fayencekrüge.

Festgelegt war die Kleidung bei der Hochzeit. Wir denken an die stattlichen Hochzeitskronen aus Jamund (Pail) und an die Brautgürtel. Ein typisches Hochzeitsgeschenk auf Rügen, auf der Insel Usedom waren die Hochzeitskrüge aus Fayence, die Kroos genannt wurden. Während des Hochzeitsmahles standen auf dem Tisch im Weizacker die Brautleuchter, die kunstreich geschnitzt und farbig bemalt waren. Die Lichthalter stellten meistens Schwanen-, Delphinen- oder Pferdeköpfe dar. Sie waren in der Regel Familienerbstücke und wurden bei Hochzeiten an die Nachbarn verliehen, die einen solchen nicht besaßen. Der Brautleuchter mußte am ersten und zweiten Hochzeitstage vor dem Brautpaar stehen und seine Lichter durften nicht gepußt werden, bis die Kerzen am zweiten Tage von selbst abbrannten.

Aus dem Abbreimen der Kerzen wurde oftmals auf das Leben der Angetrauten geschlossen, so z. B. in der Pfarodie Frixow und in einzelnen Dörfern der Umgebung der Stadt Creptow. Im Kreis Randow kannte man an Stelle der Brautleuchter den Brautapfel, ein pyramidenförmiges Holzgestell mit aufgespießten Äpfeln, das mit bunten Bändern und Laubwerk bekränzt und mit Kerzen besteckt war. Auf dem Tisch stand in Mittel- und Ostpommern ferner die Brautbutter in Form eines Hahns, mit Myrthe und Federn geschmückt, die von dem Brautpaar verzehrt werden mußte, damit die Ehe fruchtbar würde. Apfel und Hahn sind von jeher Fruchtbarkeitsymbole gewesen in ganz Europa und haben als solche heute noch eine große Bedeutung. Der Hahn ist in einzelnen Gebieten Pommerns, so z. B. in



Totenschiff aus Köpitz, Kr. Cammin

einigen Fischerdörfern auf Usedom durch den Fisch, in bäuerlichen Bezirken durch die Kuh und das Schaf verdrängt worden, wie uns überlieferte Hochzeitsbutterformen beweisen. In das Gebiet des Fruchtbarkeitszaubers fällt das Spiel vom Schnabbuck, Bär und Schimmelreiter auf Weizackerhochzeiten. Ohne diese Masken, die in Holz geschnitzt und bunt bemalt waren, wäre eine Weizackerhochzeit nicht gefeiert worden. Leider verschwunden — und zwar schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts — ist die Sitte des Brautfassens auf Hiddensee, ebenfalls ein Fruchtbarkeitsymbol, das wir aus Friesland, Schweden und Norwegen kennen. Auch dem Gebäck müssen wir unsere Aufmerksamkeit schenken. So mußte die Braut am Hochzeitstag, wenn sie von der Trauung heimkehrte, Mehl- oder Stutenpuppen in Gestalt von Kindern essen, damit sie gesegneten Leibes würde. Im Greifenberger Kreis wurde dem Hochzeitspaar, wenn es sich zurückgezogen hatte, von der eingeladenen Gesellschaft das „Dannbrot“ an das Bett gebracht unter den Worten: „Eie popeie, d ane Schaeue gifts e Kleie (das andere Jahr gibt's ein

Kleines). Aus dieser Sitte spricht die ungebrochene Lebenskraft und unverbildete Anschauung vom Werden unseres Lebens. Die Fruchtbarkeitsymbole spielen also bei der Hochzeit eine große Rolle, eine Tatsache, die für den gesunden Volksinstinkt nur Zeugnis ablegt; denn der Bauer, der Fischer mußte auf Nachkommenschaft Wert legen, er braucht Kinder, und um Kinder zu haben, müssen alle Kräfte angerufen, darf nichts außer acht gelassen werden. Gebar seine Frau nun ein Kind, so war sie wie der neue Erdenbürger des größten Schutzes bedürftig, vor allem vor den bösen Geistern, die außer dem Hause, insbesondere unter der Dachtraufe hausten. Die schwachen Kräfte der Frau mußten genährt und gestärkt werden, und so beobachteten wir in allen Wöchnerinnenstuben des 19. Jahrhunderts die schöne Sitte der Wöchnerinschüssel. Noch heute werden den Besuchern eines Weizackerhauses voller Stolz die Marburger Wöchnerinnschüsseln gezeigt. Das Landesmuseum in Stettin besitzt eine besonders schöne Schüssel, die wahrscheinlich in Pölitz hergestellt worden ist.

Und dann der letzte Wendepunkt, der Tod. Hier beginnt das Volk zum ersten Male nach dem Sinn seines Lebens zu fragen. Ungeheuer groß ist die Zahl der Sitten und Gebräuche, die sich um den Tod gruppieren. Festgelegt war die Trauertracht, man trauerte in Blau, Schwarz oder in Weiß, wie z. B. bei den Raschuben Ostpommerns. Wohl eine der schönsten Sitten, die wir hier zu nennen haben, ist die der Totenkronen, die unverheirateten Mädchen und Knaben, gewisser-

maßen als Ersatz für das, was ihnen im Leben nicht vergönnt war — nämlich für die Hochzeitskrone — zuerkannt wurde. Die mit Buchsbaum, Myrten, Seidenbändern, Papier- und Glaskugeln geschmückte Krone wurde auf den Sarg geheftet, später von einem Mann, der das Amt eines Kronabschneiders hatte, abgeschnitten und auf ein buntes Konfölbrett in die Kirche gestellt. Das Brett trug den Namen und den Todestag des Verstorbenen und war mit bunten Blumen bemalt und bisweilen schön geschnitzt. Es ist sehr zu bedauern, daß diese hübschen Konfölbretter, oft der einzige Schmuck in manchen Dorfkirchen, mehr und mehr verschwinden. Ebenso verschwinden die Totenschiffe, kleine Segelschiffe, die von den Decken der Fischer- und Seefahrerkirchen herunterhängen und an die, die auf See ihr Leben haben lassen müssen, gemahnen. Ganz selten formt noch ein Dorftischler ein Grabmal, wie sie uns im Kreise Cammin, Greifenberg und Kolberg begegnen. Ganz selten noch schmiedet ein Dorfschmied ein Grabkreuz, wie es sich in besonderer Schönheit auf dem Friedhof in Kirchdorf, Kreis Grimmen, erhebt: geschmückt mit palmentragenden Engeln, mit der Totenkrone, mit Hufeisen und Schlangen als Symbol der Weisheit. —

Somit ist der Ring geschlossen, der vom Patenzettel zum Totenmal führt. Wir sahen Formen und Sinnbilder, die nicht um der Kunst willen geschaffen, sondern zutiefst im Brauchtum verankert sind: Sinnbilder, die aus der Gemeinschaft heraus, aus der Familie, gewachsen und für die Gemeinschaft geformt sind.

Seltene Inschriften auf pommerschen Gräbern

In Fiddichow lesen wir auf dem Grabstein des Ackerbürgers Heinrich Badeke:

Der Mann, den hier die Erde deckt,
Ward oft zum Kampf und Streit der Waffen
Durch Kriegstrompeten aufgeweckt.
Jetzt läßt der Tod ihn ruhig schlafen,
Bis zum Appell aus dieser Gruft
Ihn wieder die Posaune ruft.
O himmlischer Feldherr, reihe dann
Ihn Deinem rechten Flügel an.

Das Grabmal eines Ertrunkenen auf dem Kirchhofe der Gemeinde Baumgarten, Kreis Dramburg, läßt den Toten klagen:

Der Lübbe war mein Sterbebette.
Am Abend war das Ende da.
Vergebens rief ich rette,
Weil keine Hilfe nahe war.
So schlummert ich vor Angst und Pein
So nach und nach im Wasser ein.

Im Kreise Röslin stand früher ein Kreuz für Zwillinge. Eines der Kinder ward eine Stunde, das andere einen Tag alt:

Hier ruhen die Söhne des Bauern P. nach ihrem
ruhmvoll vollbrachten Tagewerke.

Feinste Ironie verrät ein Grabkreuz in Alt Krakow im Kreise Schlawe. Die eine Seite sagt:

Er trank zu früh den Bittern

Die Rückseite gibt dem Spruch die harmlose Fortsetzung:

Relch des Lebens.

Auf dem Friedhofe in Putbus schließlich wendet sich ein Toter an den Lebenden:

Wanderer, stehe still und weine,
Hier ruhen meine Gebeine —
Ich wollt', es wären Deine!

gl.

Altpommerscher Aberglaube um den Tod

Aberglaube geistert besonders in ländlichen, abgeschlossenen Gegenden. Ihm entsprangen die mannigfaltigen Bräuche, die sich über die Jahrhunderte teilweise bis in die Gegenwart erhalten haben. Von ihnen beziehen sich naturgemäß eine große Anzahl auf den Tod — einige aus Pommern mögen im folgenden genannt sein:

Wenn jemand im Hause stirbt, muß das Vieh in den Ställen aufgejagt und angerührt werden. Vergiftet man es, so bekommen Menschen und Tiere einen festen Schlaf, den sogenannten Totenschlaf.

Wenn jemand verscheidet, muß man vom Bette zurücktreten — denn die Geister kommen und holen die Seele.

Sobald der Sterbende den letzten Atemzug getan hat, werden die oberen Fensterflügel geöffnet, damit der Geist heraus kann.

Ist der Leichnam aus dem Hause, schließt man Türen und Fenster — sonst könnte nämlich die Seele zurückkommen.

Die Bänke, auf denen der Sarg stand, und alle Sitzgelegenheiten werden umgelegt, damit der Tote bei seiner Rückkehr keinen Ruheplatz findet.

Nach welcher Seite der Straße und nach welchem Hofe die Pferde sich umsehen, dort gibt es die nächste Leiche.

gl.

OTTO KUNKEL:

Wollin



Fot. Steinl

Wochenendfahrer aus Sachsen, Schlesien, Berlin, Stettin rasen durchs alte Fischerstädtchen am Dievenowstrom zur See. Schwerlich ahnt einer, daß der Wagen über einen mächtigen Ruinenhügel huscht. Wer sollte auch meinen, daß hier unterm Pflaster Schicht auf Schicht die Trümmer vergangenen Lebens ruhen! Daß tief drunten der Boden sich breitet, auf dem in wendisch-wikingischer Zeit ein volkreiches Gemeinwesen zu wechselvollem Schicksal erblüht war!

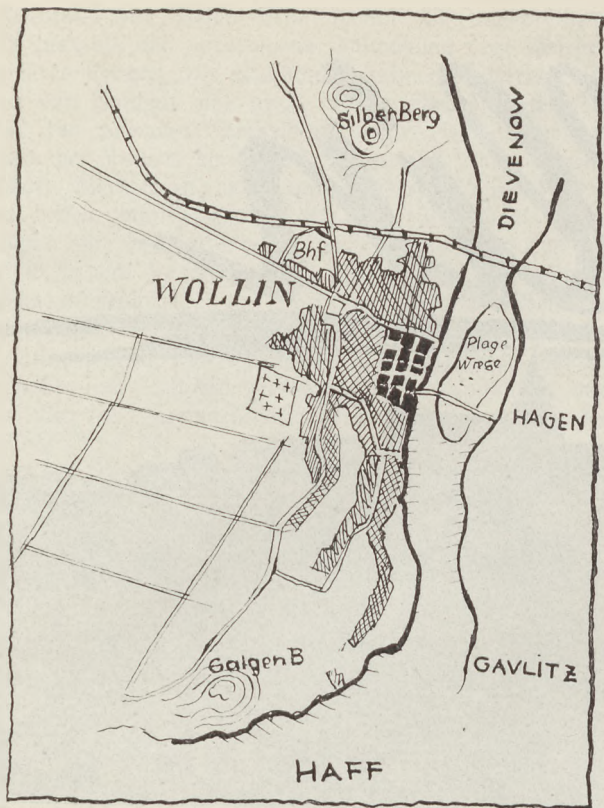
Vielleicht auf der Heimfahrt, wenn die Abendsonne das Ziegelgebäu der Türme und Siebel St. Nikolai und St. Georgii blutrot erglühen läßt, weht manchen ein Hauch des Geistes an, der in ragenden Baudenkmalen, aber auch im deutschen Menschen unseres Landes am Meer die Jahrhunderte seit der „Kolonisation“ kraftvoll überdauert hat . . .

Wie das Städtchen sich stolz aufbaut, wenn man von jenseits der Dievenow kommt! Und wer vom Haff den Strom seewärts befährt, schaut gern auf den eigenartig kahlen, kuppig ragenden Rücken des Galgenberges, der sich mit Schiffahrts- und Sturmzeichen als Pugindieweite kund tut. Traulich säumen den Uferrand langgestreckte Wieken: Hintere Rathswiek, Amtswiek, Vordere Rathswiek . . . Da atmet man würzigen Teergeruch der Netze und Boote, herben Holzduft fleißiger kleiner Werften. Hier werden mit lustigem Taktgehämmern in altererbter freier Kunst wohlgeformte Schiffe für Fischer und Händler geplankt. Das soll in den Wieken ein Leben gewesen sein, wenn nach guter Fahrt bei den Herren der Tucher und Quaken die Taler und Dukaten rollten! Keiner aus den Wieken hätte damals mit Bürgern der Binnenstadt tauschen mögen — alle zehrten sie von der glückhaften Fischerei. Jetzt am Vollenwerk: Kirchtürme und Ziegeldächer mühen sich, über manche Sünde neuer Bauerei hinwegzutrusten . . . Dievenowabwärts folgt der Silberberg . . .

Steigen wir auf den Rathausturm! Wir sehen den weiten Marktplatz, das regelmäßige Straßennetz der ostdeutschen Kolonisationsgründung, erkennen noch den ganzen Bering der mittelalterlich-deutschen Stadt . . . Im Westen und im Norden beim Silberberg sumpfige Niederung mit schmalem Pafz — einst sichere Schutzwehr gegen den Inselkern. Im Osten gegen das Festland der Strom, gerade hier durch eine Brückeninsel für friedlichen Verkehr kein wesentliches Hemmnis. Im Süden der Galgenberg und das Roof — sichthindernd und bedrohlich für unerwünschte Eindringlinge vom Haff. Nach Nordosten als geradlinige Fortsetzung der Oder die Dievenowstraße, bei Grifstow-Polchow durch einen Burgwall im Strom gesperrt . . . Alles in allem — eine treffliche Lage!

Wesentlicher Nutzen war aber dem deutschen Wollin aus der günstigen Lage nicht mehr beschieden. Pängft war Stettin politischer und Handelsmittelpunkt, die Dievenow am Veröden. Wollin blieb klein, wie schon das Julin des Pommernapostels an Bedeutung eingebüßt hatte zugunsten der Stadt, die am Schnittpunkt der Oder und wichtiger Querstraßen zum eigentlichen Tor der Ostsee wurde. Vordeutsche Herrlichkeit kann auf Wolliner Boden keine ragenden Denkmale hinterlassen haben. Dauerbauten wurden hierzulande erst von den Deutschen geschaffen. So erinnert denn nichts im heutigen Stadtbild ans Bistum Julin-Wollin, das freilich wegen der Dänenverwüstungen schon bald nach Cammin verlegt war. Immerhin: in den Dänenzügen wie darin, daß dem Pommernapostel unsere Dievenowstadt als geistlicher Vorort tauglich schien, spiegelt sich doch noch etwas vom einstigen Glanz des alten Julin.

Wer hiervon oder gar noch früheren Zuständen und Ereignissen Genaueres erfahren will, muß sich vom Geschichtsforscher durch die Wirrnis sagenhafter, chronistischer und urkundlicher Überlieferung führen, vom



Vorgeschichtsforscher die Funde, Spuren und Trümmer ausdeuten lassen, an denen unser Heimatboden von Urzeiten her so unerschöpflich reich ist.

Zunächst in knappster Andeutung, was die Geschichtskundigen wissen und meinen: Ihre Betrachtungen gründen sich vornehmlich auf nordische Sagas, auf chronistische Aufzeichnungen Adams von Bremen (gest. um 1085), Helmolds von Bosau (gest. nach 1177) und des Saxo Grammaticus (gest. um 1220), auch auf die Lebensbeschreibungen des Pommernapostels Otto von Bamberg.

Da hören wir aus einer reizvollen Saga, wie der Wiking Palnatoke mit seinen Gesellen vor der pommerschen Küste erschien, vom Wendenkönig den Gau Jom zum Lehen nahm und die mächtige Jomsburg errichtete, deren künstlicher Binnenhafen als Wunderwerk galt. In der Jomsburg schuf Palnatoke nach strengstem Führerprinzip einen Ordensstaat heldischer Männer, der weithin Tatenruhm gewann, dann aber zunichte wurde, als nach des Führers Abgang Gesetz und Sitte verfielen. Andere Erzählungen nennen den Dänen Harald, Gorms Sohn, als Gründer der Jomsburg. Durch Adam von Bremen erfahren wir von Jumne, einer reichen, gewaltigen Handelsstadt der Slawen im Gebiet der Odermündungen „am Sumpfsmeer“. Bei Helmold von Bosau heißt sie Jumneta, in jüngeren Abschriften seiner Chronik aber Vineta. Saxo Grammaticus weiß viel aus der älteren und jüngeren Geschichte Julins zu berichten, das er als edelste Stadt im Slawenland bezeichnet. Ein Bild von Julin-Wollin zur Zeit Ottos von Bamberg gibt, wie schon bemerkt, dessen Lebensbeschreibung, teilweise ganz vergnüglich zu lesen. Endlich die „Volks-sage“ vom untergegangenen Vineta, der sündhaften Stadt auf dem Meeresgrunde, deren Glockenklang noch immer ans Ohr der Schiffer und Fischer rührt — sie ist bis heute in aller Mund . . .

Wo Julin zu suchen ist, war nie fraglich: es ist unser Wollin. Um die Jomsburg aber, um Jumne und Vineta herrscht alter Streit. Die Ortsangaben der Geschichtsquellen sind meist recht zweifelhaft — teils, weil genauere Beschreibung damals nicht nötiger war als jetzt bei einer bekannten Stadt wie Stettin, teils auch, weil die Chronisten selber nur nebelhafte Vorstellungen von der geographischen Wirklichkeit hatten.

Zuletzt hat der mittelalterliche Historiker unserer Landesuniversität, Professor Dr. A. Hofmeister, die Überlieferung mit kritischem Scharfsinn überprüft (1930 und 1931). Hiernach entschied sich die Geschichtsforschung für folgende Ansicht:

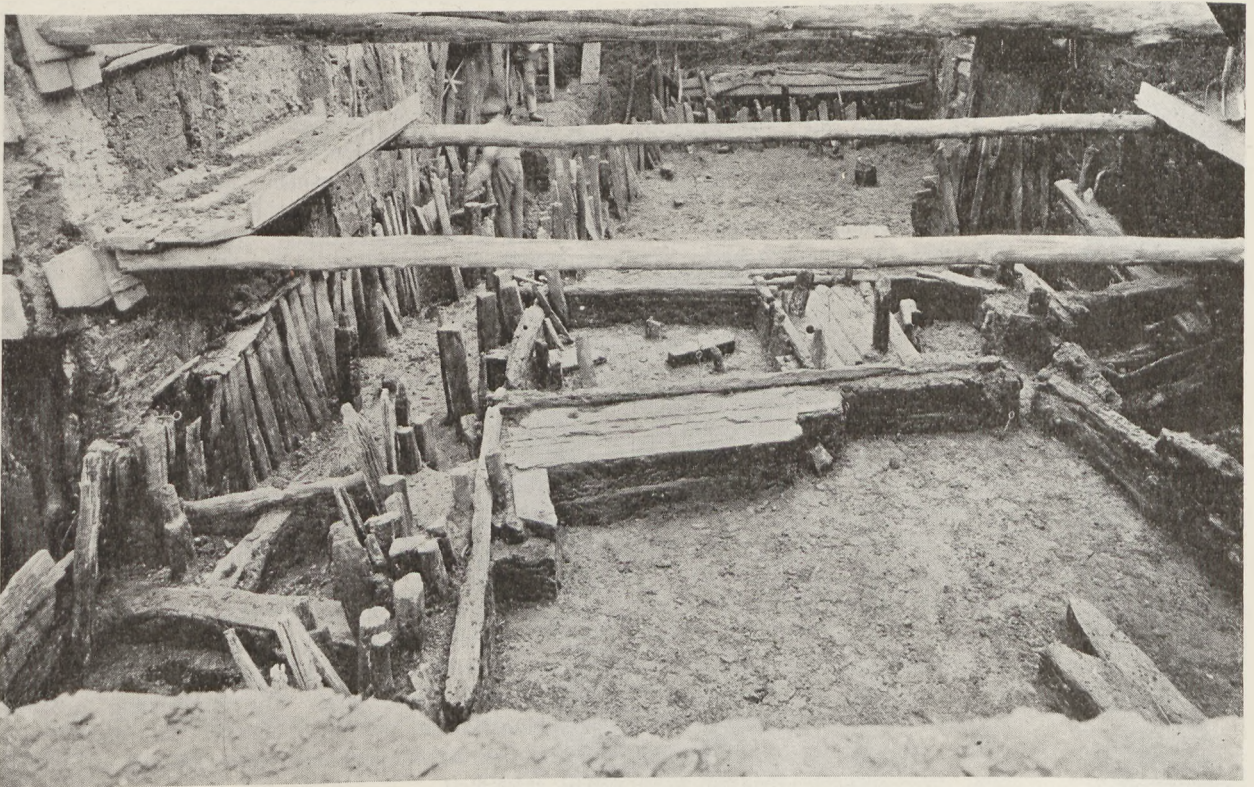
„Vineta“ — das Wort ist Schall und Rauch, eine alte Verlesung aus Jumneta, erklärlich durch die Schreibung des Namens in gotischen „Minuskeln“. Der Fehler blieb zäh lebendig, vielleicht, weil „Vineta“ für eine Stadt der Wenden („Weneter“) gar nicht übel klang. „Vineta“ ist Jumne. Da aber, was von Jumne erzählt wird, mannigfach mit dem übereinstimmt, was wir anderswoher über Julin (Wollin) wissen, deutet man beide Namen auf ein und dieselbe mächtige Slawenstadt im Bereich der Odermündung. Und die Jomsburg? Ihre Geschichtsüberlieferung gleicht ebenfalls der von Julin in so vielen Einzelheiten, daß man sie keineswegs bloß um des „Jom“ und „Jum“ willen in die Kette „Vineta — Jumneta — Jumne — Jomsburg — Julin — Wollin“ eingegliedert hat. Das will besagen: Am Tor zum baltischen Meer war Jumne — Julin — Wollin das slawische Emporium. In seinem Bereich hatten die Wikinger zeitweise einen festen Stützpunkt: die Jomsburg der nordischen Saga. Die Bewohner von Jumne / Jomsburg aber, slawisch oder nordisch, oder beides zur Kampf- und Lebensgemeinschaft verschmolzen, lagen als „Seeräuber“ ständig im Kampf mit den Dänen um die Vorherrschaft im Baltischen Meer — viele Zerstörungen durch dänische Könige und schließlich Niedergang waren die Folge.

Eine „Geschichtstabelle“ der Frühzeit Wollins würde hiernach wie folgt aussehen (in knappster Auswahl und mit Vorbehalt hinsichtlich der Genauigkeit etlicher Jahrszahlen):

- um 900 Beginn der slawischen Stadt Jumne.
- 950 Gründung der Jomsburg durch Harald Blauzahn Gormson von Dänemark (oder Palnatoke).
- 965 Ibrahim ibn Jaqub, der arabische Jude, in Wollin?
- 980 Jomswikingerfahrt gegen Norwegen (Angriffe geschlagen).
- 984 Jomswikingerfahrt gegen Schweden (Angriffe geschlagen).
- 986 Harald Blauzahn von Dänemark stirbt auf der Flucht vor seinem Sohn Swein in der Jomsburg.
- 1000 Jomswikinger. Dänen und Schweden gegen Olaf Trygvasson von Norwegen (durch Berat gelingt das Unternehmen).
- 1030 Zerstörung der Jomsburg durch Knut den Großen von Dänemark.
- 1043 Zerstörung der Jomsburg (nach nordischer Quelle) oder Jumnes (nach Adam von Bremen) durch Maguus den Guten von Dänemark wegen Unbotmäßigkeit der Slawen.
- 1075 Jumne ein reicher Handelsplatz im Slawenland.



Die Ausgrabungsstelle auf dem Marktplatz in Wollin:
am hinteren Rand ein Erkerrest vom mittelalterlichen Rathaus



Wauruinen der wendisch-wikingischen Zeit.
Links zwischen Hauswänden eine Gasse. Ganz hinten Schiffsplanken als Wandverchalung

- 1090 Rachezug der dänischen Jungmänner gegen die Seeräuber in der Jomsburg.
- 1098 Sieg Erichs I. von Dänemark über die Bewohner von Jomsburg/Julin.
- 1124/25 Bekehrung der Juliner durch Bischof Otto von Bamberg.
- 1130 Einnahme Julins durch Niels von Dänemark und Herzog Bogislaw.
- 1140 Julin als pommerisches Bistum bestätigt (Bischof Adalbert).
- 1170 Verwüstung Julins durch Waldemar den Großen von Dänemark.
- 1177 Plünderung Julins durch Waldemar den Großen von Dänemark.
- 1184 Brandschatzung der Umgegend Julins durch Bischof Absalon den Feldherrn Knuts VI. von Dänemark.
- 1188 Verlegung des Bistums (Bischof Konrad von Salzwedel) nach Cammin bestätigt.
- 1241 Ein deutscher Pfarrer Arnold an der St.-Adalbert-Kirche.
- 1279 Wollin erhält die Bestätigung seines schon von Barnim I. (1220/26 bis 1278) ihm verliehenen deutschen Stadtrechts.

Wie stellt sich der Ur-
geschichtsforscher zu diesen
Fragen? Es ist nicht damit ge-
tan, daß er persönlich die quellen-
kritischen Schlußfolgerungen der
Historiker für zwingend hält. Er
muß vielmehr im Rahmen der Er-
kenntnisgrenzen seines Faches ohne
voreilige Überlieferungen, doch unter
Berücksichtigung der geschichtlichen
Möglichkeiten alle Bodendenk-
mäler auszuwerten versuchen, die
sich bei Wollin und im Weichbild
der Stadt aus jener Zeit erhalten
haben. Ihnen sei daher zunächst
ein kurzer Überblick gewidmet:

Wir sehen ab von den man-
cherlei Funden, die auf dem
Salgenberg und am Silberberg,
aber auch sonst im engeren und
weiteren Umkreis die vorgerma-
nische und germanische Besiede-
lung der Gegend während des

dritten, zweiten und letzten Jahrtausends v. Chr. be-
zeugen: sie stehen in keiner Verbindung zu den Über-
bleibseln der wendisch-wikingischen Zeit, auf die es hier
ankommt. Diese haben eine erstaunliche Ausdehnung;
denn drei Kilometer die Dievenow entlang erstrecken
sich vom Haff bis zum Silberberg in wechselnder Stärke
die „Kulturschichten“ mit massenhaft Tonsherben, Ge-
rätabfällen und Hüttenresten. Am Salgenberg schmiegt
sich die einst besiedelte Fläche schmal zwischen Hang
und Strom, klimmt hier und da zur Höhe, folgt den
Wieken, übertrifft unterm heutigen Wollin den Um-
fang der mittelalterlich-deutschen Stadt, erreicht den
Rand der nördlich anschließenden Niederung und greift
in sie hinein, um sich auf der sanft geneigten Ostfläche
des Silberbergs noch einmal zu verbreitern. In den
Berg haben sich große Sandgruben eingegraben, die
schon auf der schwedischen Vermessungskarte (1693) er-
scheinen. Hier ist eine Stelle als „Wall“ verzeichnet.
Die Höhe hat ihren Namen von Silberfunden wendisch-
wikingischer Zeit (isländische und deutsche Münzen
des 10. und 11. Jahrhunderts, sowie nordische und
fremde Schmucksachen), deren am Silberberg, aber
auch in den Wieken seit 1654 insgesamt etwa ein
Dutzend gefunden wurde. Am Nordwesthang des
Salgenbergs liegen noch fast 100 Grabhügelchen, die
bei günstigem Sonnenstand wie Meereswellen wirken.

Alles in allem: die Denkmale beweisen, daß unter
und bei Wollin in wendisch-wikingischer Zeit ein Ge-
meinwesen blühte, wie es ausgedehnter wohl nirgends
durch Bodenfunde bezeugt ist. Es war eine Groß-
siedlung, die sich keinesfalls bloß auf Fischerei
und Landwirtschaft stützen konnte — es bedürfte kaum
der Silberfunde, um uns zu überzeugen, daß hier ein
Handels- und Schifffahrtsemporium wechselvolle Zeiten
von Glück und Niedergang erlebt hat.

Seit alters haben die Vorzeit Spuren Wollins das
Auge der Forscher auf sich gezogen — oft genug im
Zusammenhang mit der „Bineta-Frage“. Zwar wissen
wir nicht recht, ob Thomas Ranzow (gest. 1542) in
seiner Chronik von Pommeren mit den „fundamenta
und urkundt“, die ihm beweisen, „das die stat sehr groß
gewest“, die gleichen Reste meint, die uns heute locken.
Aber der große Schivelbeiner Rudolf Virchow (1821
bis 1902) ist in seinem langen Forscherleben immer
wieder auf die Wolliner Altertümer zurückgekommen.
Schließlich gab Stadtrat Dr. W. Simon in Köniasberg
der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alter-
tumskunde namhafte Mittel für planmäßige For-
schungen über „Bineta“. Konservator A. Stuben-
rauch (gest. 1922), der an Wollins Bedeutung für diese
Frage nicht zweifelte, verwandte in Gemeinschaft mit
dem damaligen Vorsitzenden der Altertumsgesellschaft,
Geheimrat Professor Dr. F. Lemcke (gest. 1925), das
Geld vorwiegend auf eine gründliche Untersuchung des
Gräberfeldes am Salgenberg (1897/1898), hat aber
auch sonst viel zur Fundtopographie Wollins und über-
haupt der beiden Odermündungsinseln beigetragen. Be-
sonders glücklich war sein Hinweis auf den vermutlichen
Wallrest am Silberberg. Die Aufdeckung größerer
Siedlungsflächen unterblieb damals: die hierfür er-
forderlichen Arbeitsmethoden haben sich erst in jüngerer
Zeit entwickelt.

Oben: Eisenmesser mit „nordisch“ verziertem Holzgriff.

Unten: Holzgeschnitztes Püppchen, Spielzeug aus einer der ältesten Ruinenschichten.

Der Nachfolger Stubenrauchs besuchte als Staatlicher Vertrauensmann und Leiter der pommerischen Altertümersammlung seit 1924 alljährlich die Wolliner Fundplätze zu weiteren Feststellungen: solche ergaben sich an jeder Sandgrubenaböschung, jeder Pflanzstelle und bei sämtlichen größeren Erdarbeiten. Es war offensichtlich, daß hier die Spatenforschung eine gewaltige Aufgabe vor sich hatte: dies ganz ohne Rücksicht auf die „historischen“ Möglichkeiten der Junne/„Vineta“/Tomsburg-Frage (an denen man 1924 zu zweifeln begonnen hatte), allein im Hinblick auf die „vorgeschichtlichen“, kultur- und besiedelungsgeschichtlichen Erkenntnismöglichkeiten im Bereich des alten Julin am Tor zum Baltischen Meer. Es war aber auch klar, daß mit gelegentlichen Schürfungen nicht viel zu gewinnen sei, sondern daß bei der Größe des Gegenstandes nur eine umfassende, in mehreren Jahresabschnitten durchzuführende Untersuchung Aussicht auf Erfolg haben könne. Und bei der überörtlichen Bedeutung, die man dem Unternehmen nach Umfang und Zielsetzung beimessen durfte, war billig zu verlangen, daß die erforderlichen Mittel ohne Belastung des knappen Kulturerats der Provinz von zentralen Staats- und Reichsstellen bewilligt würden.

Starken Nachdruck erhielten diese Wünsche seitens der Geschichtsforschung, als Prof. Hofmeister seine quellenkritischen Ergebnisse veröffentlichte, und seitens der Vorgeschichte, als der Direktor am Märkischen Museum, Prof. Dr. A. Riekebusch, zusammenfassend die bekannten Wolliner Bodendenkmale im Hinblick auf „Vineta“ beschrieb (1931).

Insgesamt haben wir bei Wollin die zeitliche und räumliche Entwicklung der alten Großsiedelung, das Verhältnis der einzelnen Stadt-, „quartiere“ zueinander, sowie die kulturliche Haltung, die kulturlichen Beziehungen und die völkisch-stammliche Zugehörigkeit der Bewohner aufzuklären — das übliche Ziel der Urgeschichtsforschung. So können wir bestimmt auch zu Ergebnissen kommen, die eine Stellungnahme zur historischen Überlieferung mit hohem Wahrscheinlichkeitsgrad erlauben, obgleich uns der exakteste „Beweis“ für geschichtliche Tatsachen, ein Inschriftfund mit dem Namen „Junne“ oder „Tomsburg“, gewiß versagt bleibt. Um so mehr müssen wir bei der Arbeitsplanung darauf achten, ob hervorragend merkwürdige Angaben der Geschichtsquellen über Zustände und Ereignisse auch mit dem Spaten nachprüfbar sind: zeitlich bestimmte Blüteperioden und Zerstörungen, oder in unserem Fall der „Binnenhafen“ (die Niederung zwischen Stadt und Silberberg ist nicht „unverdächtig“), sowie die zugehörige „Burg“ im Bereich der weiten Siedelungsfläche. Endlich ist das Verhältnis Wollins zu anderen Anlagen, zum haffbeherrschenden Burgwall Lebbin sowie zu den Dievenow-Burgwällen Jarnbow und Insel Polchow von größter Wichtigkeit. Gewiß ein sehr umfangreiches Arbeitsprogramm!

Im Jahre 1933, das den Ausgrabungen auf deutschem Boden ständig wachsende Teilnahme sicherte, wurden durch die Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung

der Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens die nötigen Mittel erwirkt: In die Kosten des ersten Jahresabschnitts der geplanten Grabungen teilten sich die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und das Archäologische Institut des Deutschen Reiches. Hierauf wurde am Tag der Arbeit 1934 in Wollin zum Spaten gegriffen, der bis in den Oktober nicht zur Ruhe kam.

Es galt in diesem Jahr vor allem, den unter der heutigen Stadt lagernden Trümmerschichten vorzeitlicher Besiedelung gründlich zu Leibe zu gehen. Hier, im feuchten fettigen „Kultur“boden, war mit ansehnlichen Holzruinen und reichhaltigstem Fundstoff zu rechnen, während ja in trockenem Gelände alles Organische bis auf Spuren aufgezehrt zu sein pflegt. Auch durfte man hier am ehesten auf gewisse „historische“ Anschlussmöglichkeiten hoffen. Der Marktplatz bot den nötigen Raum für die Ausschachtung. Daneben wurde eine kleinere Untersuchung am Silberberg vorgesehen: es sollte festgestellt werden, ob er tatsächlich einen „Burgwall“ getragen hat.

Die Oberleitung der Grabungen lag beim Staatlichen Vertrauensmann für die kulturgeschichtlichen Bodentümer und Direktor des Pommerischen Landesmuseums. Er beauftragte cand. prähist. R. A. Wilde mit der örtlichen Leitung und stellte ihm cand. prähist. W. D. Asmus als Helfer zur Seite. Beide Herren (Schüler des Vertreters der Vorgeschichte an der pommerischen Landesuniversität, Privatdozent Dr. W. Pech) unterzogen sich ihrer verantwortungsvollen Aufgabe mit Eifer und trefflichem Geschick. Sie erfreuten sich der Mitarbeit des Oberschullehrers i. R. E. Blesjin, der sich uneigennützig für die Ausgrabungen zur Verfügung gestellt hatte. Er beteiligte sich an der Ordnung des riesigen Fundstoffs, betreute die Besucher und förderte die Fundtopographie in Wollin und Umgebung. Die Stadtverwaltung gewährte jede nur mögliche Förderung des Unternehmens, die Leitung der Realschule bot Gastfreundschaft für das Ausgrabungsbüro, für die Bearbeitung, Aufbewahrung und Ausstellung der Funde.



Verzierte Gefäßreste der wendisch-wikingschen Zeit

Der Raum verbietet, aller sonstigen Helfer zu gedenken — nicht zuletzt der 12 Notstandsarbeiter, die mit Fleiß und Aufmerksamkeit ihre Pflicht erfüllten. Die Bürgerschaft war uns wohlgesonnen und zeigte bis zuletzt rege Teilnahme für die Sache. Von einer kleinen Heße wegen „Schädigung des Marktverkehrs“ und „Gefährdung der Häuser“ hielten sich gerade diejenigen Nachbarn unserer Ausschachtungen fern, die am meisten Unannehmlichkeiten davon hatten. Immerhin war auch der Gewinn für die Stadt Wollin nicht zu verachten: Wir selber ließen ein erkleckliches Stückchen an Arbeitslöhnen und sonstigen Aufwendungen dort, viele Tausende Neugieriger strömten aus den umliegenden Orten und Bädern herbei oder hielten auf der Durchfahrt an, und der Name Wollins rauschte mehrfach durch den riesigen Blätterwald. Viele Bürger aber

bescheidene Arbeitskolonne auf einer durchaus nicht überwältigend großen Fläche am Werk zu sehen. Wer aber beobachtete, wie die Wände der immer tiefer werdenden Grube zu verscalen und mit langen Stämmen zu verspießen waren, wie die Aushubmassen sich türmten und beiseite geschafft werden mußten, wie Hunderte photographischer Aufnahmen vom hohen Leiterstativ herab und drunten in der Tiefe entstanden, wie mit Nivellierinstrument, Meßlatten und Zollstock täglich und stündlich die nötigen Feststellungen für Planzeichnungen auf Millimeterpapier gemacht wurden, wie sorgfältig die hölzernen Bauruinen freigelegt, die massenhaften Funde, insgesamt viele Zentner an Scherben und Hunderte von Einzelgegenständen geborgen, nach Schichtenlage mit Laufzetteln versehen, gereinigt, konserviert, geordnet und verpackt wurden, wer einmal bei 50 Grad Celsius Sommerhitze in der Modergrube stand und von droben die Stimmen der Zuschauer als Begleitmusik hörte, wer dabei war, wenn mitten in der dicksten Arbeit vom Manager einer Ausflugsgesellschaft eine „fachmännische Führung“ verlangt wurde — wer die Tagarbeit draußen und die Abendarbeit drinnen offenen Auges miterlebt hat, wird jetzt wissen, daß „Buddeln“ und „Ausgraben“ zweierlei ist, und wird verständnisvoll anerkennen, was die Herren Wilde, Asmus und Bleslin geleistet haben. Nun aber beginnt erst die Auswertung mit der Bearbeitung aller Einzelaufnahmen und mit der vergleichenden Sichtung des Fundstoffs, um die Grundlagen für wissenschaftliche Schlussfolgerungen zu schaffen. Und schließlich das unfruchtbarste Beiwerk — die Zuschüttung der Grube: zum Erlaß des herausgeholt Holzwerks und der unbrauchbaren Modererde mußten nicht weniger als 300 Fuhren Ries hereingeholt werden, es mußte zur Vermeidung späteren Nachsackens gestampft und geschlämmt werden, bis dann endlich die Stelle ihr neues Pflaster erhalten kann . . .

Winterpreisausschreiben

Galt unser Sommerpreisausschreiben den Malern und Photographen, so wendet sich unser Winterwettbewerb an die Erzähler der pommerschen Heimat. Wir haben das Preisausschreiben in zwei Abteilungen gegliedert:

1. Erzählungen und Novellen.

- a) Sie müssen Land und Leute Pommerns zum Gegenstand haben.
- b) Länge der Arbeiten höchstens 180 Schreibmaschinenzeilen.
- c) Preise: 1. 40,- RM
2. 30,- „
3. 20,- „
4.-10. Bücher und Freiabonnement für 1 Jahr.

2. Anekdoten.

- a) Sie müssen Land und Leute Pommerns betreffen.
- b) Länge höchstens 30 Schreibmaschinenzeilen.
- c) Preise: 1.- 5. Bücher und Freiabonnement für 1 Jahr.
6.-10. Bücher.

Letzter Einsendungstermin ist der 8. Januar 1935. Beachten Sie die nächste Ankündigung im Dezemberheft dieser Zeitschrift.

Das Ausgräberg Glück war uns hold!

Das Ausgräberg Glück? Wer sich als Paie trotz aller unserer Warnungen vom zeitweilig tollen „Vineta-Kummel“ hatte umnebeln lassen, zog natürlich betrübt von dannen: die erträumte Pracht bekam er nicht zu sehen. Der Kenner aber stand staunend vor den stattlichen, in dichtem Gewirr erhaltenen Trümmern der alten Holzbauten, die mit ihren vielen Überlagerungen und Fundeinschlüssen ein ungewöhnlich anschauliches Bild vergangener Lebens vermittelten.

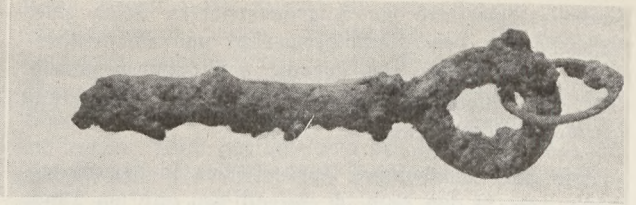
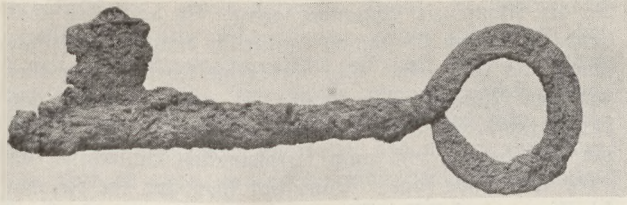
Um den Untergrund der Stadt kennenzulernen, wurde zunächst in der Heiligegeiststraße, unweit vom Strom, ein Versuchsschacht angelegt: 10 Meter tief erreichte er erst weit unter Dievenow-Niveau den ursprünglichen Boden. Er durchstieß viel Holzwerk von etwa einem Duzend Bauschichten mit entsprechenden Funden — die nötige Übersicht war gewonnen.

Nun gingen wir vertrauensvoll an die größere Ausschachtung auf dem Marktplatz, wo eine Fläche von etwa 160 Quadratmeter abgedeckt werden konnte:

1. Am Westrand der Grube, dicht unterm Pflaster, kam der Ziegel- und Findlingsrest eines Erkers vom mittelalterlich-deutschen Rathaus zutage: es war dem großen Stadtbrand von 1628 zum Opfer gefallen. Daneben trafen wir auf Holzröhren der einstigen Wasserleitung, und auch zwei alte

schätzten doch wohl am höchsten den heimatgeschichtlichen Gewinn — der eifrige Besuch unserer Ausstellung, der Führungen und Lichtbildervorträge war uns ein erfreulicher Beweis dafür.

Was sollen Außerlichkeiten in einem solchen Bericht? Aber wenn unsere Forschungen moralisch und praktisch von der Volksgemeinschaft getragen werden sollen, muß diese auch über die äußeren Bedingungen derartiger Ausgrabungen einigermaßen im Bilde sein. Mancher Besucher war vielleicht enttäuscht, nur eine



Eiserne Hausschlüssel der wendisch-wikingerzeitlichen Siedelung

Brunnenschächte machten sich bemerkbar. Alle diese „jungen“ Anlagen streiften aber nur leicht das Geviert, auf dessen Untersuchung es ankam.

2. Eine „frühdeutsche“ Besiedelungsschicht war nicht vorhanden: bei Gründung der deutschen Stadt ist der Marktplatz sogleich unbewohnt geblieben.

3. Als jüngste vorddeutsche Besiedelungsschicht wurden die Grundbalken kleiner spätwendischer Blockbauten freigelegt. Auch Herdstellen mit Holzrahmen und Steinpflasterung fanden sich, ebenso bohlenbelegte Gäßchen, dazwischen überall die bezeichnenden Scherben und Abfälle gewöhnlicher Art. Wahrscheinlich hat die keineswegs stattliche Anlage im wesentlichen erst nach den Dänenverwüstungen des 12. Jahrhunderts bestanden. Die Bewohner sind kaum 100 Jahre später zur deutschen Stadtgründung ausgesiedelt worden, weil ihre Behausungen dem Marktplatz weichen mußten. Die spätwendischen Hütten ruhten auf einer dicken Planierungsdecke aus — Mist: dieser schützte die Wohnungen vor Feuchtigkeit (und konservierte bestens, was unter ihm lag). Seine Unappetitlichkeit war wohl durch Sandstreu und Holzdielung ziemlich gemildert.

4. Unter der Mistsschicht kam die große Überraschung: Ruinen einer Stadt ganz anderer Art. Sie hat vielfache Zerstörungen und Erneuerungen erlebt, bis sie schließlich doch versunken war — überlagert von dem bescheidenen spätslawischen Gemeinwesen. Es war eine Stadt mit auffallend weiträumigen Häusern und kunstvoll gebohrten Gassen. In den jüngeren Schichten wurden die Wände vorwiegend aus dicht nebeneinanderstehenden Gruppen senkrechter Pfähle gebildet, die unten mit Ruten durchflochten oder mit Planken verschalt, oben mit Lehm ausgestampft waren. Nach jedem Brand erfolgte der Wiederaufbau genau an derselben Stelle, so daß die Spitzen der neuen Pfähle zwischen die angekohlten Stümpfe der zerstörten Wände eingerammt wurden, dabei teilweise noch liegende Bohlen durchstießen oder sich auf stärkerem Hindernis unter den Rammschlägen verbogen. Oft wurde noch brauchbares Werkholz des vorigen Baus mitverwandt. Die Fußböden waren meist herausgenommen (daher fehlte es an Herdstellen). Zu unglücklicherem Glück scheute man aber doch sehr die Mühe, das fest in der Erde haftende Gebäu wegzureißen: lieber schüttete man auf. An den Grubenwänden war die so entstandene Schichtung deutlich zu sehen. Manche Pfähle waren zwei Meter hoch erhalten, und die Ruinen dieser Stadt erstreckten sich mit fast völlig gleichbleibendem Grundriß bis zu einer Tiefe von beinahe sechs Meter unterm heutigen Straßenpflaster. Die Bohlen der Gäßchen ruhten auf brückenjochartigen Gestellen, in deren Querbalken die senkrechten Tragpfosten mit Zapfen eingriffen. In den tieferen, also älteren Bauschichten war das Werkholz teils recht gut

bearbeitet: es kamen sogar sauber behauene mehrflächige Pfähle beträchtlicher Stärke vor. Hier gab es auch Hauswände in der „Stabbaumweise“, d. h. aus nebeneinandergestellten Bohlen. Und besonders waren in den unteren Ruinen häufig Schiffsteile als Wandverschalung miteingebaut — einmal drei mit ihren zahlreichen Holzdübeln noch fest zusammenhaftende Planken. Es traten ziemlich alle Baumarten auf, die bis heute in der Wolliner Gegend vorkommen. Das meiste Aufsehen erregten bei unseren Besuchern die Birkenpfähle mit ihrer wohlerhaltenen weißen Rinde. Nach dem Abräumen der tiefsten Holzwerkreste zeigte sich noch ein stattlicher Wurzelstock als letzter Zeuge der ursprünglichen Landschaft vor der Bebauung des Platzes.

Die Fundmasse ergab ein reizvolles Kulturbild. Natürlich fehlte es nicht an Nahrungsabfällen, an Geflügel- und Säugetierknochen, an Fischresten wie an Getreidekörnern und Nüssen. Teile von Elchgeweih waren nicht selten, ein Bärenzahn blieb vereinzelt, ebenso ein als Nahänger gelochter Wolfszahn. Nächst den Tongefäßscherben mit reicher Verzierung und teilweise ganz eigenem Charakter waren Geweih- und Knochengерäte nebst den Abfällen ihrer Herstellung an Ort und Stelle am häufigsten: Dutzende von Rämmen und Kammfutralen mit zierlichen Nussstern, Spielsteine aus Bein, unzählige Pfriemen und Nadeln, Schlitt- und Glättknochen. In großer Menge wurden Eisenmesserchen mit langem Dorn gehoben, von denen manche noch den Holzgriff aufwiesen, und geradezu massenhaft fand man Schleifsteinchen mit Bohrloch: eines hatte eine feine Silberfassung, an einem andern war die Federschleife erhalten. Spinnwirtel gehören zu den gewöhnlichsten Überbleibseln alter Wohnstätten — so auch hier. Aber uns schenkte die Grube auch etliche Spindeln. Reichlich war die Ausbeute an mehr oder weniger gut konservierten Holzgefäßen, Schüsseln und Tellern, auch Eimerdauben. Kostbarkeiten sind einige verzierte Holzachen. Ein kunstloses Holzpüppchen wurde von unseren Arbeitern auf den Namen „Emil“ getauft. Es mag ein Spielzeug gewesen sein wie die sehr häufigen kleinen Schiffchen aus Riefenborke, die auch zur Herstellung von Netzschwimmern gedient hat.

Es ist unmöglich, hier alles zu erwähnen. Doch einiges muß noch genannt werden: Eiserne Schlüssel, ein eiserner Löffelbohrer, ein gezähntes Dreieisen und ein Stückchen Kettengeflecht wie von einem Panzerhemd. Ferner Scherben skandinavischer Specksteingefäße, drei Raurischneckengehäuse aus dem Indischen Ozean. Unmengen von Bernsteinperlen, Abfälle von Bernsteinverarbeitung, Rohstücke und Halbfabrikate, Bernsteinwirtel, thorshammerförmige Anhänger, ein Vögelchen. Und viele Glasperlen verschiedener Farbe, aber auch Perlen aus Bergkristall und Karneol. Glasgußtiegelchen und eine fein gearbeitete Gußform für ein rautenförmiges Schmuckstück aus Silber. Ein silbernes Büchsen mit

Scharnierdeckel und ein filigranverziertes Glied eines Halsgehänges, ein Hacksilbergewicht und eine Silbermünze. Viel Leder kam heraus: von Schuhen zumeist, aber auch Messerscheiden. Das muß zur Schilderung des Kulturmilieus genügen.

Die Fülle ansehnlicher Funde ist um so bemerkenswerter, als es sich doch im wesentlichen nur um Dinge handelt, die auf verhältnismäßig kleinem Raum zufällig zwischen dem Holzwerk in Verlust geraten waren. Und überdies hatte man doch nach jeder Zerstörung die Ruinen auf noch verwertbare Überreste gründlich durchsucht! Es kann kein Zweifel sein: unsere alte Stadt verfügte über regen Handels- und Gewerbebetrieb. Vieles in der Bauweise und in der Zusammensetzung des Fundinventars erinnert an die Beobachtungen auf dem Boden der wikingischen Weltstadt Haithabu bei Schleswig, deren Untersuchung ebenfalls gerade im Gang ist. Auch Ziermuster „nordischen“ Charakters kommen vor. Die nach „nordischer“ Art geplankten Schiffsteile wurden schon erwähnt. Das alles gibt uns freilich noch nicht das Recht zur Behauptung, wir hätten eine „Wikingersstadt“ unter Wollin ergraben: diese Häuser können sehr wohl von Slawen bewohnt gewesen sein, aber von Slawen, die den Wikingern naheiferten.

Zur Altersabschätzung ist die erwähnte, in einer der jüngeren Bauschichten entdeckte Silbermünze von einigem Wert, nach Prof. Dr. A. Suhles Bestimmung handelt es sich um eine etwa 1040 an der unteren Elbe oder gar in Haithabu geschlagene Nachahmung, die einerseits ein Andernacher Gepräge, andererseits ein Silberstück von Magnus dem Guten zum Vorbild hat.

Da die Münze als Anhänger gelocht ist, kann das Gebäude, aus dem sie stammt, natürlich einige Jahrzehnte jünger als 1040 sein. Die vorläufige Überprüfung aller zeitlichen Möglichkeiten macht es wahrscheinlich, daß der merkwürdige Stadtteil unterm Wolliner Marktplatz um 900 begann und nach wechselvollen Schicksalen um 1180 sein Ende fand. Dann hat hier nur ein viel bescheideneres „spätslawisches“ Gemeinwesen den Anbruch der deutschen Zeit erwartet. Die vergleichende Betrachtung der Tongefäßscherben ergibt aber, daß zur selben Zeit, als die älteren und mittleren Bauschichten der großen unterm Marktplatz angeschnittenen Siedlung in Blüte standen, auch die Stadtviertel am Galgenberg und vor allem am Silberberg bewohnt waren.

Da war es nun ein besonders erfreulicher Abschluß des diesjährigen Grabungsunternehmens, daß die am Silberberg noch vorgesehene Untersuchung ebenfalls gelang: Die wallartige Bodenschwellung am Nordrand des dortigen Stadtviertels rührt tatsächlich von einer gleichaltrigen Befestigung her. Hier lag also zur Blütezeit der großen Vorgängerin Wollins eine Burg. Sie ist offenbar früher verödet als die Stadt.

Eine „Großstadt“ wendisch-wikingischer Zeit im Bereich der großen Sümpfe am Dievenowstrom, an ihrem Nordrand eine Burg — die Historiker werden zufrieden sein. Aber wir wollen jetzt nicht feiern: es gibt noch viel Arbeit am Schreibtisch, im Fundmagazin und draußen im Gelände zu leisten, um das Rätsel von Julin-Wollin allmählich ganz zu lösen!

Dorbildliche Arbeit einer pommerischen Ortsgruppe

Gemeinschaft, Kameradschaft, Opfersinn und Dienst am Volksgenossen, das sind Aufgaben und Richtlinien, die uns der Führer gab. Wie man diese aber in die Tat umsetzen kann, jeder zu seinem Teil, hat die Ortsgruppe Stettin-Torney bewiesen.

Als es im Winter 1932/33 noch nicht das große Winterhilfswerk gab, da wurden die notleidenden Partei- und Volksgenossen, und besonders die kinderreichen, durch Sammlungen der NS Frauenschaft unterstützt. Damals wurde der Wunsch lebendig, ein Heim

zu besitzen, in dem die Volksgenossen als Gäste aufgenommen werden konnten, um einen Teller warmer Suppe zu erhalten und einen geheizten Raum zu finden. Für die kleine Ortsgruppe war es ein gewaltiger Plan, als man im Frühjahr 1933 den Entschluß faßte, ein eigenes Heim zu bauen; denn in wenigen Jahren schon mußte sich der Neubau billiger erweisen als das Mieten von Räumen.

Als Bauplatz wurde bald der alte Park des früheren Gutes Torney ausfindig gemacht und auch von der Reichsbahn,



als Besitzerin, gegen geringste Pacht zur Verfügung gestellt. Herrliche alte Bäume stehen hier, doch der Rasen hatte Brennesseln Platz gemacht, und der Boden war völlig uneben. Der Wille aber wies den Weg, Opferinn und Opferfreudigkeit offenbarten sich. Stettiner Firmen spendeten Material, und wo es nicht ganz ohne Entgelt ging, berechnete man besonders günstige Preise.

Der Baumeister entwarf kostenlos seine Baupläne, und dann wurde der erste Spatenstich getan. Unermüdet haben die PO der Ortsgruppe und einige erwerbslose Parteigenossen gearbeitet. Erde wurde ausgehoben, Kies gekarrt, Beton gemischt, das Fundament gestampft.

diesen Arbeiten die Freude am gemeinsamen Schaffen und Aufbauen zutage. Gleichgültig ob Akademiker, Kaufmann, Handwerker, Handarbeiter, jeder PO-Mann tat mit Eifer neben dem PO-Dienst seine Arbeit. Viele lernten die Handarbeit hier zum erstenmal kennen und achten. Nach Fertigstellung der Zäune und Gartenanlagen fand die Weihe des Heims statt. Dieser Tag wurde als Volksfest für alle Partei- und Volksgenossen der Ortsgruppe aufgezo-gen. Die Ortsgruppe wollte unter Beweis stellen, wie man in Treue zum Führer sich bemüht hatte, hier etwas zu schaffen, was die hohen Ideale unserer Bewegung verwirklichen helfen sollte.

Zwischen hat der Nutzen des Heims sich schon in



Bald wuchs das Balkengerüst empor, und das Richtfest kam. Weiter wurde gearbeitet, bis das durch Fensterladen und Blumenkästen so freundlich wirkende Haus fertig war. Ein großer, zentralgeheizter Raum, der ungefähr 150 Personen an Tischen und Bänken Platz bietet, läßt sich durch eine Klapptür in zwei Räume teilen. Daneben liegt die Küche. An der Rückseite des Hauses befinden sich geräumige Schuppen. Als dies vollendet war, begann der Bau eines Häuschens für den Heimwärtner. Es ist ein Fachwerkbau mit spitzem Giebel, das die Freude jedes Besuchers erregt. So müßten alle Siedlungshäuser sein.

Der vor den Häusern gelegene Platz erwies sich jetzt aber als zu klein, und daher mußte neues Gelände erschlossen werden. Neben dem Grundstück lag der frühere Karpfenteich, jetzt war er ein Sumpfloch und eine Mückenbrutstätte. Viele Wagen mit Bauschutt und Kies wurden angefahren; dann ging es mit der von 8—10 Mann gezogenen Walze darüber, und so entstand ein ansehnlicher Sportplatz. Immer wieder trat bei

seiner vielfachen Verwendungsmöglichkeit gezeigt. Wenn Abend für Abend Tagungen und Zellenabende der PO und NS Frauenschaft abgehalten werden, so sind am Nachmittag die Kinder Beherrscher des Gartens und Hauses. Eine von der Ortsgruppe angestellte Kindergärtnerin beschäftigt mit einigen Helferinnen die Kinder mit Basteln, Spielen und Turnen. Die Buben und Mädels erholen sich prächtig in der frischen Luft und erhalten täglich Milch, Kakao oder eine Suppe.

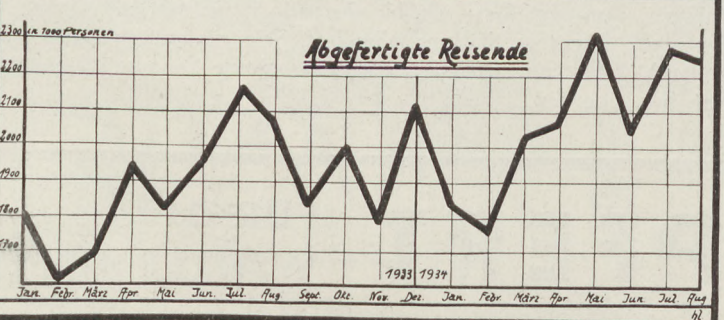
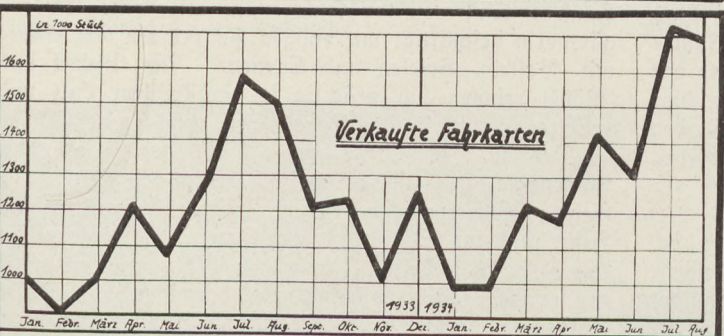
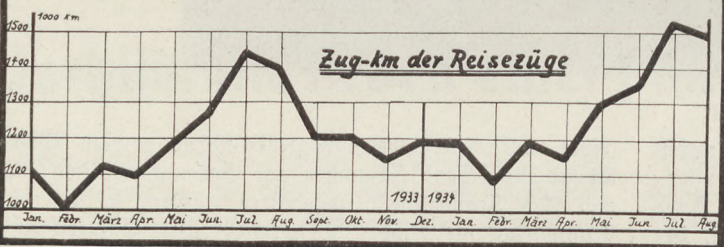
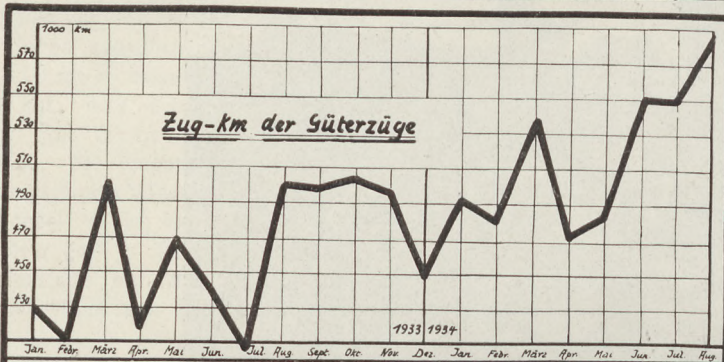
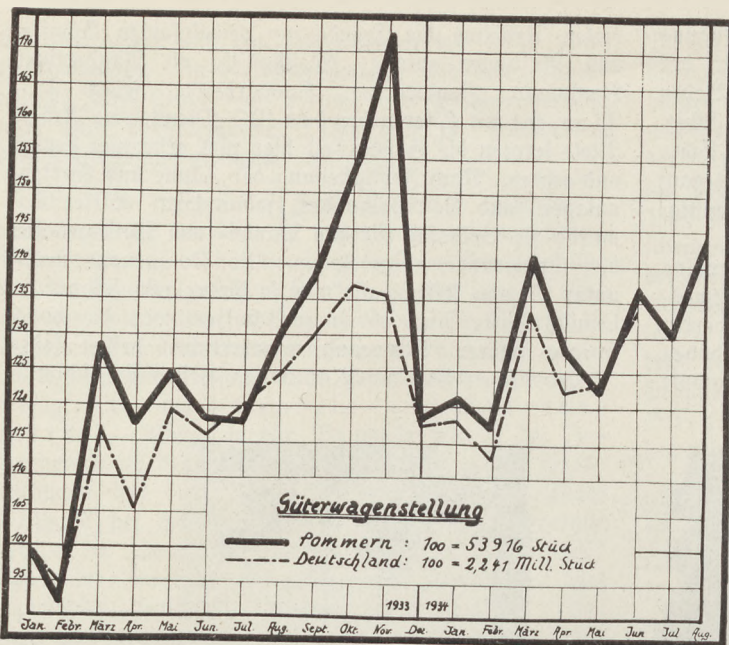
Der in der Ortsgruppe schon immer lebendige Kameradschafts- und Gemeinschaftsinn ist durch das Heim noch weiter gehoben und gefördert worden. Das Heim ist keine Einrichtung für kurze Zeit, sondern für die Zukunft. Welche Partei oder Organisation hätte es fertiggebracht, daß sich Volksgenossen ohne jedes Entgelt wochenlang freudig dafür einsetzen und arbeiten, um ein Werk für die Gesamtheit zu schaffen? Ohne die Idee des Führers wäre das Heim nie entstanden, so daß wir am besten ihn als den wahren Erbauer bezeichnen können.

**WER SEIN VOLK
LIEBT,**

OPFERT

**FÜR DIE
WINTERHILFE!**

Wirtschaftsentwicklung und Eisenbahnverkehr in Pommern



Das Verkehrsvolumen der deutschen Reichsbahn — die Menge der transportierten Güter, die Anzahl der geleisteten Reisekilometer und die Zahl der Reisenden — darf als ein besonders empfindliches Wirtschaftsbarometer betrachtet werden. Die Verhältnisse innerhalb eines kleinen Bezirkes, z. B. dem einer einzelnen Reichsbahndirektion, werden meist der allgemeinen Tendenz entsprechen; nur die Besonderheiten der jeweiligen Wirtschaftsstruktur werden die Kurve nach der einen oder der anderen Richtung hin beeinflussen. Die nebenstehenden Darstellungen, die auf Grund des Materials der Reichsbahndirektion Stettin vom Statistischen Amt der Provinzialverwaltung Pommern entworfen wurden, liefern für die ansteigende Entwicklung unserer Provinz einen schönen Beweis.

Das erste Bild erfasst den Güterverkehr nach der Zahl der gestellten Wagen. Die absoluten Zahlen von Ende Januar 1933 sind gleich 100 gesetzt; es lassen sich also die tatsächlichen Ziffern nicht unmittelbar ablesen. Die Reichsziffern liegen an sich höher als die pommerschen; es geht hieraus die in Pommern im Vergleich zum Reich geringere Verkehrsdichte hervor. Es zeigt sich andererseits aber deutlich, daß die Aufwärtsbewegung, die Zunahme der für den Transport gestellten Wagen in Pommern rascher vor sich gegangen ist als im Reichsdurchschnitt. Schon hierbei läßt sich grundsätzlich folgendes erkennen. Jede der Darstellungen zeigt zwei Bewegungen: das Bild des Saisonverlaufs, das monatliche Auf und Ab mit dem gewaltigen Ausschlag von Ende November (Ernteverkehr) und den Konjunkturverlauf, der in einem dauernden Anwachsen des Kurvendurchschnitts zum Ausdruck kommt. Die Monatsziffern von 1934 liegen durchweg höher als die entsprechenden des Vorjahres.

Das Gleiche läßt das Bild von den tatsächlich geleisteten Zugkilometern erkennen, und im Zeichen der ständigen Aufwärtsentwicklung steht auch der Personenverkehr. Nur der Höhepunkt der Bewegung hat sich entsprechend der auf die Monate Juli-August fallenden Hauptreisezeit verschoben.

Die Unterschiede gegenüber dem Vorjahre sind auch hierbei ganz beträchtlich. Das tritt weniger in den Zugkilometern der Reisezüge in Erscheinung, die durch die fahrplanmäßige Festlegung eine gewisse Stabilität haben, als vielmehr in der Zahl der abgefertigten Reisenden und der verkauften Fahrkarten. Wurden im Februar 1933 rund 1,6 Millionen und im Juli 1933 rund 2,15 Millionen Reisende abgefertigt, so waren es in den gleichen Monaten des Jahres 1934 1,78 bzw. 2,35 Millionen. Auch die Zahl der verkauften Fahrkarten hat um mehrere Hunderttausend zugenommen. Gewiß ein Zeichen der kräftigen Aufwärtsentwicklung, an der auch Pommern seinen erfreulichen Anteil hat. hl.

Oll Vadder Kabbelow, der Totengräber

Ich kannte ihn schon, als ich noch ein Kind war. So an die vierzig Jahre kann es her sein.

Damals hieß er schon „Vadder Kabbelow“. Jetzt nannte man ihn nur noch „Oll Vadder Kabbelow“.

Vor ein paar Jahren sprach ich ihn zum letzten Male. Ich suchte auf dem Kirchhofe ein altes Grab.

Er hielt in seiner Arbeit ein und sah zu mir herüber. Etwas unwillig — so schien es —, daß jemand auf seinem Kirchhofe suchen mußte.

So fragte ich ihn. Er lächelte ein wenig und ging mit mir, den Weg zu zeigen.

Wie flink die kleine, hagere Gestalt zwischen den dichten Hügeln hineilt! Ich hatte Mühe, ihm zu folgen. Sein kahler Schädel schimmerte zwischen dem dunklen Grün und Schien — halslos — zwischen den Schultern zu sitzen. So tief gebeugt ging er.

Ab und zu blieb er stehen und sah sich um, wohl etwas verwundert über meine Langsamkeit.

Als wir vor dem Hügel standen, den ich gesucht, dankte ich ihm. Ich glaubte, er würde nun wieder umkehren.

Aber er blieb neben mir.

„Jao, jao“, sagte er, „de jongen Minschen köän'n nich mihr gaohn. As ik no' soa jong — — —“

Er verstummte und sann vor sich hin.

„Wie alt sind Sie denn, Vadder Kabbelow?“

„Bal' tweinachtig.“

Dabei sah er mich forschend mit seinem einzigen, großen, wasserblauen Auge an. Das andere war erblindet, solange ich denken konnte. Die Lider lagen darüber flach und geschlossen.

„Na, das sieht man Ihnen aber nicht an. Ein Fremder würde glauben, Sie wollten Scherz mit ihm treiben.“

Aber seine gespannten Gesichtszüge ging ein geschmeicheltes Lächeln. Er kratzte seinen kurzen, weißen Backenbart.

„Na, aber ganz so leicht wie früher fällt Ihnen das Graben wohl doch nicht mehr?“

„Jao, dat's woll waohr. Besunners in'n Winter, wänn de Ird' fror'n is. Dat's 'n suuert Stück.“

„Dann müssen Sie sich wohl nachher immer ordentlich erholen davon...?“

„Häe, wat Sei denk'n! Erhal'n? As ob ein' daotoa Tied hädd'. De Gräwer möät'n do' ok pläegt war'n. För nix un wedder nix betaohl'n mi de Lüüd' do' nich ehr' twei Mark up't Jaohr. De Wäeg' möät'n do' ok erholl'n war'n. In'n Winter möät ein' ok no' Snei fäeg'n. In'n Frühling wedder möät'n de Blaumen tag'n war'n. För de Gräwer. Un de Kränz' — häe, winn'n dei sik vun sülwst'n? Wänn ik kein' winn'n dau, kann ik ok kein' verköp'n. Na, un vun de näegentig Mark, de mi de Gemein' up't Jaohr givt, läew'n?“

„Na, na, Vadder Kabbelow. So schlimm wird's ja nicht sein. Jedes Grabgraben wird ja doch auch noch bezahlt und jedes besondere Glockenläuten, wenn's nicht zum Gottesdienst gehört, doch auch noch...“

„Jao, dat's woll waohr. Aeöwerst mit dat Balgen-träed'n is dat man all läeg nu. De Been' will'n nich mihr soa recht. Un dänn — upstunds häww' ik man

ok blot noch einunnäegentig Pund. Ik häww' dat den Häärn Ranter ok all säggt...“

Sein gelbes, zerrunzeltes Gesicht sah ganz traurig aus.

„Sie müßten ein bißchen bessere Pflege haben, Vadder Kabbelow. Sorgt denn die Schmökkel, wo Sie wohnen, nicht ordentlich für Sie?“

„Ach, de Schmökkelch! Dei hädd all 'naug toa daun mit ehr' väele Rinner. Veiver Godd, e i n s will immer wat vun ehr. Nää — — Un dänn: Wiewerkraom —“

„Aber Vadder Kabbelow, Ihre Frau hat doch sehr gut für Sie gesorgt.“

„Jao, jao, dat stimmt all. Aeöwerst min Olsch is nu do' all binaoh näegen Jaohr dod. Riek'n Sei, dao siggt sei! Dao, achter den nigen Hiiögel — un dänn de driidd' vun dao nao' links! Däe mit de Trueresch'. Dat's ehr'. Jao, dat wier 'ne heel gaude Fru. Aeöwerst nu maak ik mi allens sülwst. Aetenkoak'n un Afwasch'n un Wasch'n ok. Un min sülwstbackter Rauken, däe smäckt! Fien, sägg' ik Sei. Un Näh'n un Flick'n un Strick'n will ok sün. Un in'n Winter de Aoben. Nu spaor ik all wedder dröge Tälgen tausamm'. Riek'n Sei, dao! Köän' Sei säehn, wat för'n Barg all?“

„Na, aber mal müssen Se doch aufhören mit Arbeiten, Vadder Kabbelow. Ihr Aeltester, der Schneidermeister, und auch der andere, der Tischlermeister, die nehmen Sie doch gewiß gern zu sich. Oder Ihre Tochter — mit dem lieben kleinen Enkel.“

Er schmunzelte. Dabei gruben sich um seine Augen unzählige neue Falten und Fältchen.

„Jao, jao, ik bün ok all eis daovun afweest. Bal' 'n halv Jaohr.“

„Na — und nun sind Sie wieder dabei?“

„Jao, säehn Sei! Dao käem irst ein' naoh mi, dat was soa'n Döämeklas. Däe däed dat allens verfwienäegeln. Un daonaoh käem so a'n Süper. Däe hädd glöäwt, de Gräwer liggen all in'n Kraug. Na, un nu häww'n Je all' soa sühr bäed'n un bäddelt, ik sall mi dat man üm Goddswillen wedder versäuk'n. Na, un wänn ein' dat all an föstigt Jaohr bedräew'n hädd, un de Vadder hädd dat ok all vör ein' bedräew'n, Hää, dänn bliwt dat kläeb'n an ein' un deit ein' fastholl'n. Mi was dat ok all höllsch'n läed — dunu, as ik min Gewarw nich mihr hädd'. Nu kiek'n Sei blot, wo rendlich und orn'lich dat allens utseiht!“

Ich lobte alles gebührend.

„Aber — sagen Sie mal, Vadder Kabbelow, Sie lesen doch öfter — zu Hause? Gute Bücher, mein' ich.“

Er sah mich ganz entsezt an.

„Nu swieg'n Sei aöwerst rein still! Wat denk'n Sei vun mi? Bün ik de Häärn Ranter? O'r gaor de Häärn Paster? Nää, Hää! Sei will'n mi woll brüid'n? För studeer'n Piehr'n häww ik kein' Tied nich un kein' Ropp un kein' Oogen, meindag nich.“

Er schüttelte wieder mißbilligend den Kopf.

„Un nu kiek'n Sei!“

Dabei drehte er sich auf dem Absatz rund um und machte mit dem Arm eine Kreisbewegung.

„Riek'n Sei, dat's mi n Baul! Jäedwäedet Graw is'n Kapitel daoin. Dat kann ik Sei läef'n. Dat ver-

staoh ik. Dao kann ik Sei wat vertell'n vun. Oh, vää! Wänn ik Tied häww. Upstun's häww ik ädwerst kein' mihr. Nu möät ik gaohn. Na adjüs!"

Dabei trippelte er eilig fort.

*

Als ich heute mal wieder ins Dorf kam, trugen sie gerade oll Vadder Kabbelow zu Grabe.

Wie war das gekommen?

„Gott, er war im Sechsendachtzigsten“, sagte die Schmökel, „wir werden nicht so alt. Tags zuvor hat er sich schlecht gefühlt. Er hat noch zum Barbier geschickt. Der sollte ihn noch mal sauberkrätzen. Morgen ging's doch nicht mehr. Da wär' er wohl schon tot. Und an-

ständig möcht' er doch aussehn. Sein kleiner Enkel wohnte bei ihm im Zimmer, auf Ferien. Der kam am nächsten Morgen zu mir und weinte: „Großvater liegt im Bett und sagt nichts und ist tot!“ Er lag ganz friedlich da, als ob er schlief. Sein eines Auge — Sie wissen ja —, das hab' ich ihm noch zugeedrückt.“

Nun stand ich allein an seiner frischen Gruft. Sie war noch nicht ganz zugehaufelt.

„Über 1600 Entschlafenen hat der treue Alte die letzte Stätte geschaufelt“, so hatte der Herr Pastor heute bei der Trauerfeier gesagt.

Nun war in des. Alten großem Gräberbuche das Schlußkapitel, sein eigenes, geschrieben.

Oll Fink in Consages

Oll Fink was ein Anklamer Fuhrherr, de nich blots Lastfuhren, sünnern ok Passajierfuhren makte.

Eis harr hei ok'n Johrgast nah Consages, de wull dor Weiten, Speck un Eier upköpen. As sei nu nah Consages rinkemen, güng de Johrgast in dat irste Hus. Unnerdes kemen ut de Katens de Wiewer rut.

„Wat wist du hier, Fink?“ frögen sei Finken.

„Jek hew'n Johrgast“, säd oll Fink, „de wull Höhnermeh upköpen.“

„Nimmt hei denn ok unsen?“ fragten de Frugens.

„Ja, natürlich“, säd oll Fink, „bringt'n man gliks her.“

Furts röntten de Wiewer nah Hus un krätzen de Höhnerwiems reigen. üm den'n Meh an Finken sien'n Johrgast to verköpen. Wieldes kemm de Johrgast ut das Hus wedder rut un wull wieder fuhren. Dor kemen äwerst all de Wiewer wedder. Jere harr ehr Höhnermeh in 'ne Schöttel orer'n Korf. Sei säden nu tau oll Finken hei süll den'n Herrn seggen, sei wieren mit den'n Meh nu dor. Fink zausterte in den'n Wagen rin. „Jä“, säd hei na ne Wiel. „de Herr lett fragen, wur ji denn den'n Hahnsmeß härn?“

„De is dormang“, repen de Wiewer.

„Na, denn kann de Herr den'n Meh nich bruken, hei wull blots Höhnermeh hemm!“ reep oll Fink. un schlog up de Pier in, denn de Wiewer makten Anstalten, em dat Vedder lostaumaken. E. D.

Oll Fink un dei Studenten

Eis kemen en por Studenten tau oll Fink un wullen glieks nah Gripswold führt warn.

„Jä, un glieks wedder trügg!“ säd einer vun de Studenten.

Oll Finken argerte dat Rummandiern un hei makte mit ehr af, dat hei sei nah Gripswold un glieks wedder trügg fuhren süll. Ok de Johrpries wir ehr nich tau hoch.

Oll Fink spannte nu furtsen an, halte sick sienen Besperkorf up'n Buck, löd dei Studenten in sien Taukutsch rin un führte los. Bet kort vör Gripswold leet hei dei Mähren sachten gahn. dunn schlog hei äwersten up ehr in, dat sei as wild dörch dei Straten güngen. Up'n Mark wend'te oll Fink in vullen Salopp üm un jagte wedder trügg nah Anklam. Dei Studenten, dei in Gripswold wat besorgen wullen, müßten wedder mit torügg fuhren un ehr Johrgeld betalen, denn oll Fink har jo mit ehr afmakt, hei wull sei glieks wedder trügg fuhren. E. D.

Oll Fink in Berlin

To oll Fink Tieden künn man nich so bequem as hütigendags nah Berlin kamen. Dei Bahn gewt noch nich, un mit'n Wagen was dat bet Berlin ne gaud Wochenfahrt. Oll Fink führte all Johr taum Wullmark nah Berlin. Dor führten denn noch mihr ut Anklam un Umgegend hen. Dei Wull würden sei ümmer fix los un harrn denn dor noch 'n poor Dag Tied. Dei Pier leeten sei denn in'n „Blagen Hirsch“ stahn un keken sick Berlin an un kößten in. Wenn'n oll Fink dor up dei Strat gahn sehg, künn'n denken, hei wier'n Schlöpendriewer.

Eis süht oll Fink 'n schöne Kalesch in'n Laden stahn. Sei bekickt sei nipp vun alle Sieden und hett Lust, sei tau köpen. Dei Wagenverkörper süht em vör dat Schaufenster stahn un will sick mit em 'n Spaz machen.

„Na, Vadding“, seggt hei tau oll Finken, „kumm doch eis rin un kiek di dei Kalesch man orrig an. Dei müggst woll hemm, wat?“

„Ja, dei müggst ick woll hemm!“ säd oll Fink. „Wat kost't so'n Viert woll! Dei is woll düer?“

„Is nich so schlimm“, seggt dei Ladenhingst, „du jast's vör fößftig Dahler hemm!“

„O, dat's öwer väl Geld, so väl hew ick noch gar nicht up'n Hupen seihn, geht dor nicks af?“ frögt nu oll Fink.

Dei Kirl amüsiert sick äwer den'n Ollen, dat hei em noch mihr uptrecken will, denn süß kost't dei Kalesch achtzig Dahler.

„Jä, eigentlich kan'kt nich billiger maken“, seggt hei, „äwer wiel du dat büßt, jast's vör viertig Dahler hemm!“

„Dat is mi väl tau düer“, seggt oll Fink un geht los.

Un'n annern Morgen kümmt oll Fink mit noch twei Anklamer wedder in den'n Laden un bewunnert den'n schönen Wagen un wiest ehr den'n.

„Wat süll hei noch kosten?“ frögt hei.

„Na, ick hew doch seggt, viertig Dahler“, seggt dei Ladenkirl un denkt, hei kann oll Finken so as gisteru tun'n Besten hemm, denn joväl Geld har dei schädig Kirl jo doch nich.

„Gaud“, seggt oll Fink, „hier sünn viertig Dahler, de Wagen is mien!“

De anner is ganz verbast, möt äwerst den'n Wagen rutgäwen, denn oll Fink har sick jo Tügen mitbröcht, dei den'n Koppries hürt harn. E. D.

Das schnellere Schiff

(Schluß)

Wenn der Lichtpunkt endlich achteraus zu rücken anhub — plötzlich stand er still und dann zog sich das Feuer immer rascher wieder vor sie hin. Jedesmal wieder! Und jedesmal, wenn sie dann von dem Teufelslichtschein weg und wieder in die Nacht hinaus wendeten, war noch etwas anderes zu merken. Das Schiff schien widerspenstig zu werden. Jemand wollte sie zu gern in der Brandung beim Leuchtfeuer haben. Und Juch wußte, wer das war. Verflucht, der alte, krumme, tote, riesige Meister sollte seinen auffälligen Arbeitsmann zur Vernunft bringen! Juch hatte jetzt genug!

Damals war es, daß Juch plötzlich zu dem Entschluß kam, den Spuk doch einmal mit seinen Augen zu sehen. Das Ding konnte ja nur erscheinen; den Schaden konnte sich nur der Mensch selber zufügen. Es war nötig, mit Brita von dieser Sache zu sprechen. Und dazu war nötig, daß Juch nach vorn auf die Back enterte und über Bord sah.

Als sie zum fünften Male die verzweifelte Fahrt gemacht hatten und das Leuchtfeuer plötzlich wieder vor sie zu rücken begann, immer näher, daß man es in der Finsternis erst glimmen und dann boshaft funkeln sah, da fragte Juch Brita, ob sie sich wohl getraute, allein zu wenden. Klar, daß sie auch allein wenden würde! Juch kroch unter die Teerleinwand und tastete sich nach vorn. Das Innere des Bootes war, um auf der Stelle seekrank zu werden — eine unbegreifliche, von draußen gekippte und gerollte Röhre voll von erstickender Finsternis und herumklatschendem Wasser. Juch hielt die Luft an. Er fand das Kajütenloch und die Deckluke. Da war wieder brausende Oberwelt. Da lag er nun auf der Back des Bootes, an das nasse Holz gepreßt. Die ganze Back sprang in der Dunkelheit mit ihm abwechselnd empor und klatzte in jähem Sturz in die Wellentäler. Vorsichtig spähte Juch über den Vordersteven hinab. Er wollte doch einmal sehen, ob die verfluchte Seele da unten es versuchen würde, ihm zu erscheinen. Einen Schaden kann sich ja nur der verrückte Mensch selber zufügen; das würde schon so blödsinnig stimmen, wie es allgemein gesagt wurde. Wo steckte nur der Arbeitsmann da unten?

Juch spähte über die hohe Flanke des Bootes, das schwer überhing. Wenn sich die „Siegerin“ abwärts wühlte, schäumten die Seen Juch merkwürdig warm über den Kopf. Fuhr die Back aber nach oben, so sah er tief unter sich das Wasser voller Flecken und Streifen des Meerleuchtens in reißender Schwingung seitwärts ziehen. Man konnte manchmal glauben, den Kiel in der strudelnden Helligkeit zu erkennen. Und da war es! Vom Kiel an der hohen Seite hinauf schien dem Jungen eine fahle, unbestimmbare Masse am Schiff zu kleben. Es war, als wenn da etwas Körperliches zu ihm heraufstrebte. Juch versuchte, zwischen zwei Übersflutungen mit der Hand hinunterzuangeln. Es kam ja, verflucht, nur darauf an, keine Bange zu haben. Juch griff eine mollig-struppige Masse, gerade noch, ehe die nächste Woge hochschlug. „Seegras“, machte Juch mit den Lippen und brüllte sich innerlich zu: „Seegras, verdammt

und verflucht!“ Denn er spürte sein Herz aussetzen, weil er so deutlich an den grauen Bart von Sabber-Vars denken mußte. Aber der Meister lag ja hoch und trocken auf dem Kirchhofe und hier war eines Ertrunkenen Seele, die da sind wie die wilden Tiere — hüte dich!

Zum Glück wendete Brita gerade. Sie war wirklich der beste Kamerad. Das Boot rollte schwer nach der andern Seite hinüber und Juch schob sich erleichtert an den Bord, wo das Gespenst nicht war. Aber als Juch dort zur Vorsorge auch hinunterspähte, konnte er im gleichen Augenblick erkennen, wie eine bleiche Form, ähnlich einem knotigen Knie an einem überlangen, verwickelten Bein, sich unter dem Kiel vorklemmte. Und dann kam ein großer Fuß. Und dann eine Hand, die der Junge kannte.

Da hatte Juch genug. Er hatte völlig genug. Er wartete nicht ab, bis das Ding da unten ein Gesicht zu ihm emporheben würde. Sabbers-Vars, der Meister selber, war hier draußen, und er war der Feind, der sie auf den Klippen haben wollte. Eine Welt sackte um den Jungen ins Wasser hinein, zusammen mit der Erkenntnis, daß der Tote ihm feind war, wie nur ein Greis feind sein kann, daß er ihn nur benutzt hatte, um seine Bruderstochter zu verderben. Juch fluchte schrecklich. Juch rutschte bäuchlings auf dem Deck zurück, das Gesicht auf die Planken gepreßt. Juch warf keinen Blick mehr nach draußen. Juch kam endlich mit den Beinen in das Kajütsluk wieder hinein. Juch warf sich nach unten, daß ihm die Knochen krachten. Sabber-Vars hier draußen, das war der unbesiegbare Tod! Als Juch das Luk dichtgemacht hatte und wieder in der finsternen Röhre eingeklemmt auf- und niedergeschwenkt wurde, stöhnte er auf und war einen Augenblick seekrank und mutlos. Arme Brita, die an Bord dieses Schiffes war, für die der Meister mit all seiner Kunst die Falle gebaut hatte, um sich an Britas Vater zu rächen! Und er haßte Juch, weil der Brita liebte. Alles war so klar. Aber es hatte jetzt keinen Sinn mehr, dem Mädchen etwas davon zu sagen. Sie war ein tapferer Kerl, wie sie jetzt das Boot die ganze Zeit allein führte. Und übrigens konnte auch der fürchterliche Sabber-Vars nichts anderes tun als erscheinen. Gesegelt mußte auf jeden Fall werden. Man läßt den Kameraden nicht alle Arbeit allein machen.

Als Juch und Brita wieder nebeneinander am Ruder kauerten, beschlossen sie, diesmal so weit hinauszufeuern, bis sie auch in der andern Richtung vor sich eine Brandung hören würden. Wenn sie in den Fjord nicht hineinkommen sollten, war es ja schließlich gleich, an welche Klippen sie gerieten. Und wenn sie Glück hatten, konnten sie vielleicht sehen, wo sie eigentlich waren.

Die Fahrt war jetzt eine brausende Teufelei. Der Seegang wurde sogar für die „Siegerin“ schlimm, und sie mußten trotz der Schutzdecke viel Wasser ausschöpfen. Aber das Leuchtfeuer rückte wirklich hinter ihnen zurück. Nur die Dunkelheit wollte nicht abnehmen. Es kam ihnen schließlich vor, als wären sie Stunden und Stunden auf diesem Kurs unterwegs, als wären sie schon draußen auf den großen Wogen des offenen Meeres. Ach, das wäre ja das große Glück gewesen, und

Brita begann schon mit dieser tollen Hoffnung zu spielen. Das Meer, das hieß: freies Wasser bis Island, und der gute Treibanker konnte wieder vor den Bug, und sie konnten ein bißchen ausruhen! Man hatte genug!

Aber dann trug der Wind plötzlich das Brausen einer Brandung zu ihnen herüber und ließ zugleich mit einem Schlage nach. Da mußte eine Felsmasse sein, so dicht vor ihnen schon, daß sie den Wind brach. Die beiden versuchten verzweifelt zu wenden mit einem Boot, das jetzt ohne Wind zwischen lauter Brechern derart tanzte, daß das Segel wie irrsinnig hinüber und herüber gehauen wurde. Aber während dieses Durcheinanderfliegens hatten sie einen Augenblick dicht vor sich die Vision einer haushohen Schattenmasse, über die hinweg, ja wirklich, über die hoch hinweg der Sturm eine Sichtsäule von der Luobrandung auf sie zutrieb. Juch fluchte entsetzlich. Brita schrie und lachte zugleich. Das Boot taumelte dreimal um sich selbst und dann lag es ebenso plötzlich wieder vor dem Wind auf gleichmäßigen Seen. Und Brita, dieser unübertreffliche Bootskamerad, lachte über ihre amerikanische Art des Wendens, dreimal um sich selbst mit Kopfstehen. Diese Brita lachte von Herzen und Juch hatte sie lieb. Und Juch wußte jetzt, wo sie waren.

Erstens waren sie gründlich wach geworden. Und zweitens wußte man doch wieder etwas von der Welt. Den Umriß der Schattenmasse vorhin gab es nur in den Außenschären. Der ferne Punkt des Leuchtfuers, der nur noch in Zwischenräumen hinter den Seen nadel fein aufblitzte, war nicht mehr verhext. Er bedeutete bloß ein wunderbares, eisernes, halbverrostetes Seezeichen mit einem verzinkten Petroleumtank. Jawohl!

Nämlich, wenn das eine der Außenschären gewesen war, so hatte ja der Sturm bereits nach Südwest gedreht. Er blies ja über die Schäre weg! Sie waren also längst querab von dem Leuchtfuer und vor der Fjordmündung! Der Seegang war hier erschreckend gewaltig. Mit dem Seeanker wären sie jetzt wieder an die Riesenschäre getrieben. Der Mensch kann nicht alles Vergnügen auf einmal verlangen. Sie mußten das tollkühne Stück versuchen, vor diesem Wind in den Fjord zu jagen. Glückte es, dann waren sie in einer Stunde auf ruhigem Wasser. Natürlich glückt es! schrie Brita begeistert.

Juch war nicht wohl bei der Sache. An das Ding, das von Sabber-Lars noch lebendig übrig war, dachte er zwar nicht mehr, aber an den Seegang. Juch fühlte die Gefahr genau. Hier vor den beiden Fjorden kreuzten sich die Strömungen und die ganze schwere See, die hier schon immer stand, jagte der Sturm hinter dem Boot her. Es sah nicht gut aus. Bösertig flimmernd standen die Wasserhügel hinter dem Heck. Sie hatten etwas von tückischem, absichtlichem Jaudern an sich. Brachen sie über das Boot hin, so wurde die „Siegerin“ ersäuft. Aber noch unheimlicher drohte der Wurf durch die Luft. Wenn ein Boot im Verhältnis zu den Seen zu niedrig ist, so entsteht die Gefahr, daß es sich auf dem vom Wind abgewendeten Abhang der Woge plötzlich ohne eigene Fahrt im Windschatten befindet. Dann wirft die Woge es hilflos wie ein Stück Holz immer weiter vor

sich her. Das Boot hängt angeheftet an der Schräge, bis die Woge ausrollt oder sich am Ufer bricht. Deshalb muß jede große Woge rechtzeitig bemerkt und ange schnitten werden. Eine einzige Unaufmerksamkeit am Ruder und aus der gefährlichen Fahrt vor dem Wind ist hoffnungslos der Wurf durch die Luft geworden.

Brita war wie entrückt von der Gewalt dieses Wiegens, bei dem sie den Sturm kaum mehr spürten, mit dem sie ja selber dahinfuhren. In Juch aber ballte sich aller Instinkt von hundert seiner Vorsahren zusammen, die alle mit dieser See gelebt hatten, und er steuerte aufs äußerste gespannt und doch eiskalt. Vor solchem Winde steuert man ums Leben! Und der Bootskamerad, der die Schoten der Segel um die Hände gestrafft wie Zügel halten muß — wehe, wenn er die geringe eigene Fahrt aus dem Boot kommen läßt! Er muß fühlen, was der Rudersmann machen wird — jedes Kommando käme zu spät. Jetzt hängt alles an guter Bootskameradschaft!

Die Strömung stand hier schief zum Wind auf den Kopf der „ertrunkenen Ruh“ zu, wenn jetzt schon wieder Flut lief, was anzunehmen war. Sie mußten den Strom um jeden Preis kreuzen. So hatte Juch bei jeder Woge eine verzweifelte Arbeit am Ruder, gegen das sich das Wasser mit ungeheurer Wucht drängte. Und daß sie die Fahrt nicht verloren, das hing daran, wie geschickt und kühn Brita die Schoten der Segel behandelte, die ihr die Haut von den Händen rissen. Juch-es-brennt und Brita taten, was Menschen überhaupt zu tun vermögen. Und sie taten es in einem beglückenden Bewußtsein, völlig eins zu sein. Eine Zeitlang rückte das Leuchtfuer wirklich auf die Seite, und mit heiseren Schreien triumphierten sie schon und beschimpften das Feuer lachend, als der gute Kurs deutlich zu erkennen war. Jawohl, Juch-es-brennt segelt mit der Brita!

Aber es war noch ein Dritter da — zwei im Boot und einer unterm Kiel. Und der vergaß die beiden oben nicht wie sie, die Lebendigen, ihn. Das Ruder begann plötzlich, sich eigenmächtig zu bewegen. Alles ging jetzt schrecklich rasch und einfach. Als Juch einen Blick zurückwarf, wo man im gleißenden Meerleuchten den ungeheuerlichsten aller Wasserberge heranrollen sah, da war es nach einem einzigen Augenblick nur noch die Frage, wie sie das Sterben ertragen würden. Juch glaubte zu sehen, wie die Hand des gespenstigen Dinges, das er vorne am Schiff gesehen hatte, jetzt am Ruder herumgriff. Der Schreck verwirrte ihn nur einen Augenblick. Brita schrie auf, weil das Boot die Wendung versäumte, mit der es den Wogenberg schräg hinaufschneiden mußte. Und dann hingen sie auch schon quer auf dem Wasserabhang, plötzlich festgebannt in einer grausigen Windstille und umfungen von hohlem Brausen. Sie spürten, wie sie von der Woge unwiderstehlich durch die Luft dahingetragen wurden. Über den Wellenkämmen vor ihnen blinzelte das Leuchtfuer länger und näher. Die Fahrt der „Siegerin“ war zu Ende.

Aber als für den Jüngling und das Mädchen jetzt der Augenblick der großen Bewährung gekommen war,

Im Dezemberheft beginnt der neue Roman von Karl Benno von Mechow:

„Sorgenfrei“

der nur wenigen Menschen beschieden ist, da sanken Wände der Dunkelheit vor ihren Augen ab, und sie sahen meilenweit klar und scharf ins unbekannte Freie. Die brausende Finsternis war vor ihnen deutlicher gestaltet, als sie die Welt der Fjorde noch je am hellen Tage gesehen hatte. Anders war alles. Wasser und Himmel und Felsenküste lebten übergroß und völlig menschenfremd. Und doch fuhren sie in dieser Welt der Mächte wie Könige dahin, ebenbürtig dem Sturm und der See. Juch=es=brennt und Segel=Brita hatten sich umschlungen. Sie standen von selber in dem schief liegenden Boot. Juch und Segel=Brita sangen auf der Königsfahrt dieses einen Augenblicks, der Tage und Jahre kümmerlicher Mühsal und alles schmierige Glückseligkeit aufwiegt. Das Wasser horchte auf dieses Menschenfingen und der Sturm lauschte hinter ihnen über den Ramm der Woge herüber, auf der er sie vor sich hertrug. Juch=es=brennt Segel mit der Brita.

Das Leuchtfeuer bleckte plötzlich ganz nahe vor ihnen, und die Woge traf tief unter dem Kiel der „Siegerin“ jetzt den Felsgrund. Mit einem unermesslich tiefen Brüllen zog sich der Wasserhügel steil und steiler in die Höhe und brach dann über dem Boot zusammen.

Als der Sturm sich in einzelne heftige Böenstöße auflöste und mit schweren Regengüssen über See und Klippen wusch, wurde es wieder heller. Bei den fünf Höfen erfuhr Vollmond=Lars um diese Zeit durch einen Boten, der die Kletterei über den Felsgrat gemacht hatte, daß die „Siegerin“ nicht in den Fjord gelangt war. Da erst drehte sich der Bauer steif und todmüde um. In der Dämmerung stand die Riesenwand ungeheuerlich über dem Grat hinüber zum Hafen. Vollmond=Lars spuckte bitter aus und stapfte zum Hause hinauf. Er fand, es sei eine elende Art von Rache gewesen, sich statt an den Mann, den es anging, an die Tochter zu halten.

So endete die Legende vom schnelleren Schiff.

BUCHBESPRECHUNGEN

Die 6 Bücher des Monats Oktober

R. Walther Darré: „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse.“ — J. F. Lehmanns Verlag, München. — Preis geb. 10.— RM.

Otto Dietrich: „Mit Hitler in die Macht.“ — Verlag Eher, München. — Preis geb. 3,50 RM.

Walter Frank: „Zur Geschichte des Nationalsozialismus.“ — Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. — Preis 1,— RM.

Hans Fuchs: „Heimkehr ins Dritte Reich.“ — Verlag der Dr. Güntzschens Stiftung, Dresden.

Alfred Rosenberg: „Das Wesensgefüge des Nationalsozialismus.“ — Verlag Eher, München. — Preis 1,— RM.

J. O. S. Schulz: „Jude und Arbeiter.“ — Ribbelungenverlag, Berlin. — Preis geb. 4,80 RM.

*

Mit Beginn der Wintermonate setzt in allen Organisationen der nationalsozialistischen Bewegung eine neue Welle politischer Schulungsarbeit ein. Diesem Umstande trägt die Zusammenstellung der „6 Bücher des Monats Oktober“ diesmal in weitestem Maße Rechnung.

Mit Recht steht an der Spitze das grundlegende Werk des Reichsbauernführers R. Walther Darré: „Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse.“ Das Dritte Reich ist ein Bauernreich. Lange vor der Machtübernahme hat Walther Darré die tragenden Ideen dieses neuen völkischen Weltens formuliert. Heute leitet er seit über einem Jahre als Reichsernährungsminister die Geschicke der deutschen Landwirtschaft und kann auf eine Reihe stolzer Erfolge zurückblicken. Daß sein Handeln aber nicht nur den Notwendigkeiten des Augenblicks, sondern in ebenso starkem Maße dem Wissen um die Größe und Bedeutung des Bauerntums in der deutschen Vergangenheit und dem Willen zu neuem Aufstieg entspringt, zeigen die Worte dieses bekenntnishaften Werkes.

Ganz anders ein zweites Buch. Es gibt Antwort auf die Frage Unzähliger: Wie lebte der Führer in den Kampfsjahren? Wie ist es möglich, daß ein Mensch körperliche, geistige und seelische Anstrengungen, die jeden anderen zer-

mürbt hätten, spielend überwand und auch heute als Reichskanzler täglich ungeheure Energielieferungen vollbringt? Otto Dietrich, der Reichspressechef der NSDAP, ist wie kaum ein zweiter berufen, die menschliche Wärme der Persönlichkeit Adolf Hitlers zu schildern. Welch ein Zeugnis sind diese Aufzeichnungen „Mit Hitler in die Macht“ für die nie erlahmende Tatkraft des Mannes, der es sich durch rücksichtslosen persönlichen Einsatz erkämpft hat, Führer des deutschen Volkes zu heißen!

Nur ein kleiner Vortrag ist es, den Walter Frank unter dem bescheidenen Titel „Zur Geschichte des Nationalsozialismus“ der Öffentlichkeit übergeben hat. Aber diese wenigen Seiten legen mit einer Schärfe und kristallinen Klarheit die Grundlinien der nationalsozialistischen Weltanschauung und Bewegung dar, wie sie unter dem Wust tagespolitischen Schrifttums wohl kaum noch einmal zu finden sind. In dieser kleinen und in seinen großen Veröffentlichungen macht Frank das nationalsozialistische Erlebnis zum Ausgangspunkt einer neuen Geschichtsschreibung. Er hat das Zeug, einmal der „Treitschke“ des 20. Jahrhunderts zu werden! Aber noch ist er ein einsamer Kämpfer. Wo bleibt das Echo der jungen Generation?

Es ist ein eigenes Ding, den 30. Januar 1933, den wir in der Heimat alle in seiner historischen Größe miterleben durften, auf fremdem Meere allein durch kargen Funkspruch zur Kenntnis zu bekommen. Noch herrschte Jank und Hader der Parteien in Deutschland, als der Kreuzer „Röln“ im Dezember 1932 die Heimat hinter sich ließ. Nach einem Jahre kehrte das Schiff in ein im Nationalsozialismus geeintes Land zurück, das seinen blauen Jungen einen einzigartigen Empfang in Anwesenheit des Führers bot. „Heimkehr ins Dritte Reich“, dieser Titel vereint die frisch geschriebenen und tief erlebten Reisebriefe des Oberleutnants zur See Hans Fuchs, die ein schönes Zeugnis des innigen Bandes darstellten, das Reichsmarine und nationalsozialistische Bewegung verknüpft und immer verknüpfen wird.

Für Schulungszwecke ist es heute am besten, zum politischen Schrifttum der nationalsozialistischen Kampfsjahre zu greifen. Wer denkt dann nicht sofort an Feder und Rosenberg, deren Erläuterungen zum Programm der NSDAP, zu ihrem Wollen und Wirken ihm einst die ersten Einblicke in die nationalsozialistische Gedankenwelt gegeben haben? Wer den großen geistigen Hintergrund der 25 Programmpunkte erfassen wollte, der griff zu Alfred Rosenbergs

Schrift „Das Wesensgefüge des Nationalsozialismus“. Und so soll und muß es auch heute sein, das Schrifttum der Partei aus den Kampffahren wird seine erzieherische und aufklärende Wirkung nicht verfehlen.

„Jude und Arbeiter“, diese für die Arbeiterbewegung so unheilvolle Verbindung, hat die NSDAP seit ihrem Bestehen auf das Schärfste bekämpft. F. O. S. Schulz hat in mühevoller Kleinarbeit in vielen, vielen Bausteinen authentisches Material zusammengetragen, um auch den letzten deutschen Arbeiter von der jüdischen Durchsetzung der 2. Internationale zu überzeugen. Von Marx bis Liebknecht, von Lassalle bis Hilferding, immer ist es jüdischer Intellekt gewesen, der der Arbeiterbewegung seinen Stempel aufdrückte. In der Nachkriegszeit ist auch nicht eine der großen freigewerkschaftlichen Organisationen ohne jüdische Spitze gewesen. Erst wer die lückenlose Zusammenstellung Schulz' gelesen hat, kann ermessen, welche großartige Tat es war, die Vielzahl der meist von Juden geleiteten Verbände zu einer einzigen, nur dem deutschen schaffenden Menschen dienenden Einrichtung, der Deutschen Arbeitsfront, zusammenzuschmelzen.

Schriften zur Rösliner Heimat- und Volkskunde

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, Kreisgruppe Röslin.

Heimat- und Volkskunde nehmen bekanntlich im nationalsozialistischen Erziehungsprogramm eine weit bedeutendere Stellung ein als in vergangenen Epochen. Für das Verständnis der engsten Heimat zu werben, Landschaft und Menschen durch die Jahrtausende zurückzuverfolgen: darin liegt die nicht zu unterschätzende Bedeutung der genannten Schriftenreihe, als deren 1. Heft von Franz Brietzmann eine allgemeinverständliche Abhandlung: „Wie das Landschaftsbild unserer Heimat entstanden ist“ erschien. Es ist der Versuch einer Geologie des Rösliner Kreises, der sich nicht nur an die interessierten Stellen, sondern an alle Schichten der Bevölkerung wendet. Wünschenswert wäre es, wenn weitere Monographien dieser Art (auch in anderen Kreisen der Heimat) bald erscheinen würden. Verlag Alfred Hoffmann, Röslin.

Der Löwe von Brzeżyn

Im November dieses Jahres werden wir die zwanzigjährige Wiederkehr der heldenhaften Durchbruchschlacht von Brzeżyn würdig begehen. Diese Tat, die selbst unter den großen Waffentaten des deutschen Heeres während des Weltkrieges hervorragt, ist dem persönlichen Mut und den besonderen Führeigenschaften des Generals Pitzmann zu verdanken, der seit jenen Tagen als der Löwe von Brzeżyn in die Geschichte eingegangen ist. Theodor Jakobs stellt deshalb auch mit Recht die Gestalt des greisen Generals in den Mittelpunkt seines Werkes (Hanseatische Verlags-

anstalt, Hamburg. Kart. 2 RM, Leinen 3 RM). Den Fünfundsechzigjährigen besetzt der Feuereifer ewiger Jugend. So wie wir den General aus den großen Versammlungen der NSDAP während des Kampfes um das neue Deutschland kennen, ist er uns auch in diesem Buch gegenwärtig: Ein unermüdlicher Kämpfer, eine gerade, offene Persönlichkeit. Diese glühende Darstellung von Kampf und Not, Führerwille und Heldenmut, ist ein ewiges Zeugnis deutschen Kriegerturns.

Schuppen aufnehmen! Im Gleichschritt — marsch!

Arbeitsdienstlager-Roman von Klaus Hermann Nebe. Verlag Georg Westermann, Braunschweig, Berlin W. 35. Leinen 2,85 RM.

Klaus Hermann Nebe erzählt in dem Roman ohne literarische Schminke, aber mit echter, natürlicher Spannung von Dienst und Arbeit im Lager, von Reibereien und Kaufereien und von guter Kameradschaft, von Streichen und Mädschen, so, wie es im Freiwilligen Arbeitsdienst zugeht. Dieses mitreißende Werk von männlicher Gemeinschaft ist erlebte Wirklichkeit. Wer mit der Jugend fühlt — muß es gelesen haben.

Ut siene Brambörger Tied

Vor uns liegt ein Buch des mecklenburgischen Dichters Ludwig Karnatz: „Ut siene Brambörger Tied“ — ein Fritz-Reuter-Roman. Zum erstenmal wird uns Fritz Reuter, der große Sohn Mecklenburgs, in einem Roman nahegebracht. Und das ist dem Verfasser, Ludwig Karnatz, mehr als gelungen. Das in plattdeutscher Sprache geschriebene Buch strömt eine Fülle köstlichen Humors aus. All die bekannten Reuterfiguren werden vor unserem Auge lebendig. Wir sehen Fritz Reuter, wie er wirklich war, mit seinen Fehlern und Tugenden, wie er lebte, wie er litt. Die schriftstellerische Gestaltung in ihrer kernigen Frische, ihrer Innerlichkeit und Lebensnähe macht dieses Werk zum einzigen in seiner Art. In keiner Fritz-Reuter-Bücherei sollte es fehlen. — Erschienen im Verlag Friedrich Bahn, Schwerin (Meckl.). Preis kart. 3 RM, geb. 3,90 RM.

Deutsches Volksgut

Ein volkskundliches Lese- und Arbeitsbuch von Fritz Brather. Verlag de Gruyter, Berlin/Leipzig. Leinen 3 RM.

Das Neue Deutschland räumt der Volkskunde den verdienten Platz im Rahmen der nationalpolitischen Erziehung ein. Aber noch fehlt es dieser jungen Wissenschaft an ausreichendem, leicht zugänglichem Anschauungsmaterial, um sich in der breiten Öffentlichkeit durchzusetzen. Hier füllt das Buch Brathers eine fühlbare Lücke aus. Der Verfasser steht seit Jahren in der volkskundlichen Arbeit. Mit großer Sachkenntnis ausgewählt, bietet der erste, längere Teil des Werkes neben einigen Tatsachenberichten volkskundliche Bilder aus dem deutschen Schrifttum der Gegenwart. Gerade für Unterrichtszwecke wird jeder den Vorteil der einprägsamen dichterischen Sprache vor der Herbeität wissenschaftlicher Darstellungen anerkennen müssen. In einem kürzeren zweiten Teile führt Brather den Leser dann, nach Sachgebieten geordnet und mit Literaturhinweisen versehen, in die Probleme der gegenwärtigen Volkstumsforschung ein. Die glückliche Einteilung und Auswahl wird dem Werke unter den vielen Volksgenossen, in denen heute die Anteilnahme an volkskundlichen Dingen erwacht, bald eine zahlreiche Leserschaft zuführen.

Die süddeutsche Volksgrenze

Im Volk- und Reichverlag, Berlin, der uns durch die lange Reihe seiner bedeutsamen grenzdeutschen Veröffentlichungen bestens bekannt ist, erschien nun das oben genannte von Fr. Heiß herausgegebene Werk. Es umfaßt den Grenzraum Wien — Preßburg — Pradkersburg — Osttirol. (Preis 6,60 RM.) — In umfangreicher Form werden

Das gute Buch — ein guter Kamerad!

Von Menschen aus Fleisch und Blut mit all ihrer Leidenschaft, von ihrer Liebe und von ihrem Haß, von dem Kampf der Bewohner des Moordorfes Okkesum, die an den Stäben des Gitters rüttelten, das so oft vor Gott gestellt wird, daß die Menschen nicht zu ihm können, ist die Rede in dem neuen Roman der bekannten Mecklenburgerin

MARIE DIERS:

GOTT HINTER GITTERN

(Ganzleinen RM 4,50). Das packende Buch geht jeden an, man legt es ergriffen aus der Hand. Fordern Sie es von Ihrer Buchhandlung an!

Hochwart-Verlag Junker & Co. Berlin-Steglitz

hier zum erstenmal die vielartigen Probleme der südost-deutschen Volksgrenze geschlossen behandelt. Von besten Sachkennern sind die einzelnen Kapitel bearbeitet und zum Teil durch methodisch neuartige Kartendarstellungen unterbaut. 174 Abbildungen gestalten Text und Karte lebendig. — Gerade heute muß dem Deutschtum jenseits der Grenze größte Beachtung geschenkt werden. Schon aus diesem Grunde müssen wir das tiefangelegte Buch jedem ernstdenkenden Deutschen und besonders jedem, der in der politischen Schulungsarbeit steht, warm empfehlen. ri.

Zwischen USA und dem Pol

Wer kennt den Namen des großen deutschen Weltreisenden Colin Ross nicht? Von ihm erschien im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, das obengenannte neue Buch. Es behandelt im wesentlichen Kanada, dieses grenzenlose und in seinem Aufbau in vieler Hinsicht widerspruchsvolle Land. Hier wohnen auf einer Fläche, die das Zwanzigfache des Deutschen Reiches umfaßt, rund 10 Millionen Menschen. Hierhin reiste Colin Ross, sah die Verhältnisse in dem unermesslichen Gebiet mit deutschen Augen und untersuchte die Möglichkeiten, die sich hier für deutsche Menschen bieten. Es entstand eine Reiseschilderung, die keinen Augenblick langweilt, die aber mit klarem Gefühl sowohl die landeigenen Verhältnisse als auch die inneren Beziehungen zwischen Deutschland und Kanada herausstellt. Ein solch herrliches Buch muß jeder Deutsche lesen. (Preis geheftet 4,85, Leinen 6,— RM.) ri.

Flieger am Feind

In diesem Buch schenkt uns Werner von Langsdorff eine umfangreiche Sammlung von Tatsachenberichten der bekanntesten und weniger bekannten Flieger des Weltkrieges. Namen tauchen wieder auf, die in den Kriegsjahren die helle Begeisterung der Jugend erweckten — Menschen, die todesmutig ihr Leben für das Vaterland in die Waagschale warfen. In diesen lebendigen Erlebnisberichten, die oftmals nur in knappen Tagebuchaufzeichnungen festgehalten sind, spiegelt sich nicht nur das stille Heldentum der Flieger wieder, sondern es enthält in seinem innersten Kern die Mahnung: Augen auf — Luftfahrt tut not! Es ist ein Buch, das so recht für eine begeisterungsfähige Jugend geschrieben ist. — Erschienen bei E. Bertelsmann, Gütersloh. ri.

Die Fahrt zu den Vätern

Es ist eine herrliche Geschichte der Nachkriegsjugend, die Otto Brües in seinem neuen Buch „Die Fahrt zu den Vätern“ gibt. (S.-Grote-Verlag, Berlin, geheftet 4,—, Leinen 5,60 RM.) Wir lesen, wie Eicke Bosh, ein ernster Junge, seines Vaters durch den Krieg beraubt, mit seinen Klassenkameraden eine sommerliche Wanderung nach Norwegen antritt, um hier Fritzjof Nansen aufzuspüren. — In diesem Forscher verehrt Eicke den wahren Helden, der ihm Klarheit darüber geben soll, wie er sein künftiges Leben gestalten könne. — Er wird Seefahrer wie Nansen, wird Soldat wie der Vater und stirbt auf der „Niobe“ den Tod für seine Heimat. — Mit verstehender Kraft eines jugendlichen Idealismus hat Brües den Weg des Jungen gezimmert, mit einer Kraft, aus der die Notwendigkeit und das Heilige des heldischen Lebensinns strömt. ri.

Sturm auf den Ring

Dieses Buch von Michael Jörn ist ein treffliches Geschenk vor allem für die Jugend. Man muß es in einem Zug durchlesen, so fesselnd ist das Schicksal des Königsboten Elko und seiner Halbschwester Ulla. Dieses Buch ist das hohe Lied von Treue und Opfermut, Hingebung und Ent-sagung.

Hinter diesen beiden Hauptgestalten, Elko und Ulla, aber steht das große Geschehen: der Kampf wilder Komaden-völker, der Mongolen, gegen die Ritterschaft des Westens

mit ihren Hörigen, Waldleuten und Knechten. Jahrhundertelang hat dieser Ansturm ostlicher Unkultur gegen den Ring, die deutsche Abwehrlinie, gedauert, bis schließlich die über-legene Kriegskunst der tapferen Verteidiger den Sieg davontrug. Gerade deshalb ist dieses Buch Michael Jorns so lesenswert, weil es symbolhaft ist für die Jetztzeit. — Schlieffen-Verlag, Berlin. Preis kart. 3,50 RM, Leinen 5 RM. er.

Perle am Hals der Erde

Es ist der Name der von den Maya-Indianern bewohnten Halbinsel Yukatan. Nur wenige Überreste, halbverfallene Paläste und Tempel in schier undurchdringlicher Urwaldtiefe sind Zeugen der überragenden, 2000 Jahre alten Kultur dieses rätselhaften, heute fast gänzlich verschwundenen Maya-Volkes.

Wilhelm Pferd ekamp, der Verfasser des Buches, gibt uns in Form einer Reisebeschreibung Einblick in die versunkene Welt der Mayas. Und das ist das Seltsame: das, was der junge Dichter von seiner Reise an Erschaunem und Erfühltem in eindringlicher Sprache berichtet, wird dem Leser des Buches, ohne daß er es will, zum eigenen, macht-vollen Erlebnis. Die kulturgeschichtlichen Schilderungen Pferd ekamps haben nichts von blassem, plattem Schematismus, sondern sie atmen Leben; sie sind hervorragend und un-gemein packend. Die zahlreichen Originalaufnahmen des Verfassers bilden ein wertvolles kunstgeschichtliches Dokument. — Schlieffen-Verlag, Berlin. Preis kart. 5,50 RM, Leinen 7,50 RM. er.

Franz Ritter von Epp

Der Weg eines deutschen Soldaten, von Walter Frank. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. — Kart. 2 RM, Leinen 3,50 RM.

Dieses Buch ist mehr als eine Biographie. Im Leben des Generals und heutigen Reichsstatthalters Franz von Epp spiegelt sich das Geschehen der letzten dreißig Jahre. Als eine der hervorragendsten Führergestalten des nationalsozialistischen Deutschland ist die Persönlichkeit und der Werdegang Epps weitesten Volkskreisen schon bekannt. Der deutsche Offizier in China und Südwestafrica, der Kriegskommandeur des berühmten bayrischen Leibinfanterieregimentes und vor allem der Freikorpsführer und Befreier Münchens vom roten Terror bedürfte wohl keiner Beschreibungen mehr, um das Herz des deutschen Volkes zu gewinnen. Das Buch Walter Franks schürft tiefer. In prächtigen Worten enthüllt es das Brüchigwerden der Vorkriegsgesellschaft, läßt die Materialschlachten des Weltkrieges vor uns erstehen, um dann, immer breiter werdend, den heroischen Kampf der nationalsozialistischen Bewegung bis zu seiner Krönung am 30. Januar 1933 vor uns abrollen zu lassen. So ist Walter Frank einer der wenigen, in denen das tiefe Erlebnis des völkischen Sozialismus schon eine neue Geschichtsschreibung hat Wirklichkeit werden lassen. mo.

Auflösungen der Rätsel aus dem Oktober-Fest:

Kreuzwörterrätsel

Waagerecht: 1. Thorn, 4. Afer, 7. Jahre, 8. Diana, 9. Ton, 11. Seni, 13. Gold, 14. Netto, 15. Aßen, 17. Arme, 20. Gnu, 22. Eiger, 23. Erika, 24. Lasso, 25. Rubel.

Senkrecht: 1. Titus, 2. Harfe, 3. Nest, 4. Aßen, 5. Engel, 6. Rapid, 10. Osten, 12. Jnn, 13. Goa, 15. Amfel, 16. Sofia, 18. Marke, 19. Ettal, 20. Giro, 21. Ufer.

Zahlenrätsel

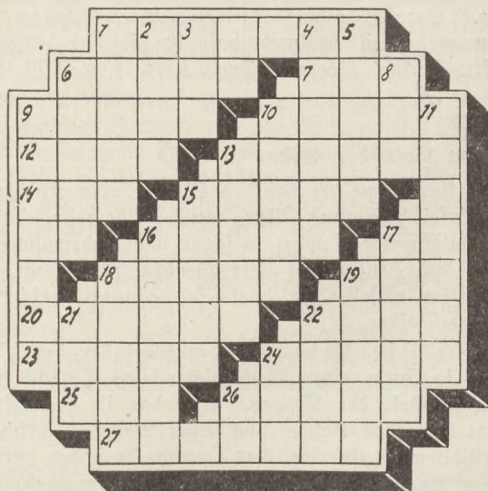
Belgard — Stolp.

Bilderrätsel

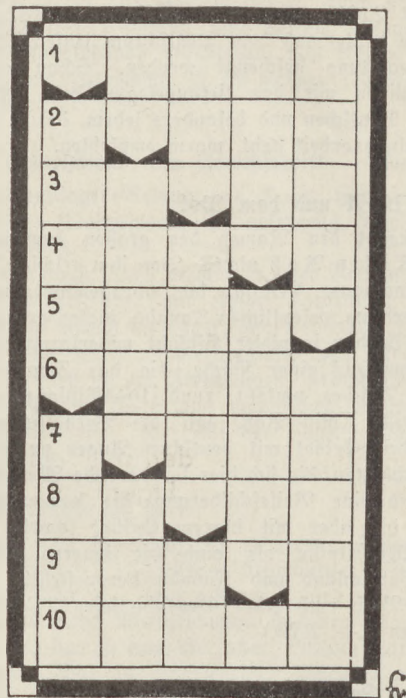
An fremden Fehlern erkennt man die eigenen.

RÄTSEL

Kreuzwörterrätsel



Schüttelleiter



Waagrecht: 1. *s.* Anmerk., 6. mitteldeutscher Fluß, 7. Mißtrauen, 9. Stoffmusterverfahren, 10. Rind, 12. Fremdwort für Begeisterung, 13. Stierkämpfer, 14. Ansturm, 15. männlicher Vorname, 16. Nebenfluß der Donau, 18. Verkaufsraum, 19. Monat, 20. Weisagung, 22. Alpenhirt, 23. Gefäß, 24. biblischer Berg, 25. Honiggetränk, 26. Wüstentier, 27. *s.* Anmerkung.

Senkrecht: 1. Teufel, 2. Zufluß des Rheins, 3. nordischer Hirsch, 4. Salz, 5. indogermanischer Volksstamm, 6. Ehrengruß, 8. Waffe der alten Deutschen, 9. *s.* Anmerkung, 10. Badeort im Taunus, 11. *s.* Anmerkung, 13. Vorort Berlins, 15. Schreibmaterial, 16. Sportgerät, 17. Schifffahrtsweg, 18. Stadt in Pommern, 19. ältester ägyptischer König, 21. Alkoholgetränk, 22. vorspringender Rand am Gebäude, 24. weibliches Haustier. — Anmerkung: 1., 9., 11. und 27. sind die Komponisten folgender Opern: 1. „Die verkaufte Braut“, 9. „Die Trojaner“, 11. „Die diebische Elster“, 27. „Der Rosenkavalier“.

Nachdem das oberste Wort erraten ist, läßt sich jedes folgende aus dem vorhergehenden durch Umstellen der Buchstaben bilden, wobei der auf das bezeichnete Feld entfallende Buchstabe zu ändern ist.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Spinnentier, 2. Karpfensfisch, 3. Haushaltsgegenstand, 4. inneres Organ, 5. Münze, 6. Bewohner Südafrikas, 7. Pflegerin, 8. Gift, 9. Fluß in Frankreich, 10. schräge Fläche.



Die Figur ist von 15 Hölzern gebildet. Entferne 3, so daß 3 Quadrate bleiben.

Verlagsort: Stettin - Hauptschriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295/97 - Verantwortlich für den Textteil: Hauptschriftleiter Günter Oeltze von Lobenthal, Berlin; ständiger Stellvertreter: Odo Ritter, Stettin, zugleich verantwortlich für Kulturelles, Unterhaltung und Buchbesprechungen; verantwortlich für Wirtschaft und „Blick in den Osten“: Walter Treichel, Stettin; verantwortlich für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode, Stettin - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11—12 Uhr - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen — Rücksendung nur gegen Rückporto. DA. III Vj. 10000.

Der Sommer liegt hinter uns!

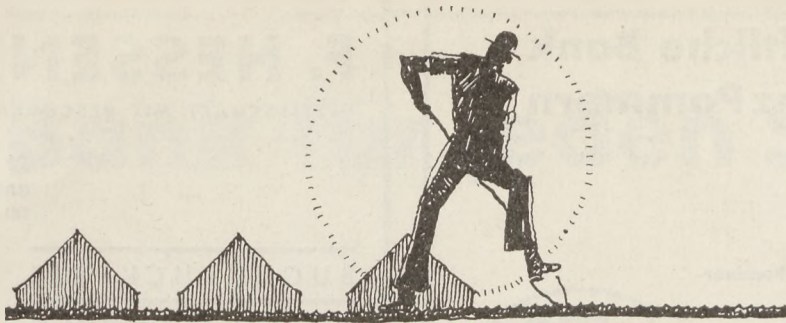
Den schönen Tagen werden bald solche folgen, die uns Nässe und Kälte bringen. Dann wird der Aufenthalt in der Wohnung, im Geschäftslokal oder in der Werkstatt nicht nur ungemütlich für den Benutzer, sondern auch ungesund, wenn die Räume nicht oder unzuweckmäßig geheizt sind.

Entscheiden Sie sich für die Gas-Raumheizung.

Dann haben Sie sich eine Wärmequelle geschaffen, die Sie in jedem Falle befriedigt ● Auch als Zusatzheizung für eine Koks-Zentralheizung ist Gas der gegebene Brennstoff, besonders in der Übergangszeit ● Niedrige Sondertarife ● Zahlreiche Musteranlagen ● Viele lobende Anerkennungen ● Kostenvoranschläge unentgeltlich.

Gasgemeinschaft Städt. Werke A.-G.

Stettin, Kl. Domstr. 20, Tel. 310 09; Jasenitzer Str. 3, Tel. 207 97; Altdamm, Gollnower Str. 195, Tel. Altdamm 657; Flinkenwalde, Adolf-Hitler-Str. 80, Tel. Altdamm 270; Greifenhagen, Fischerstr. 33, Tel. Greifenhagen 416; Stolzenhagen, Hermann-Göring-Str. 44, Tel. Stolzenhagen 43.



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN STETTIN STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik. Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung.

Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H.
 PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin
 Händelstraße 17

in Köslin
 Danziger Straße 55

in Stralsund
 Badenstraße 8



Selten bleibt Zeit, um im Hause verwahrte Barsummen zu retten.

Diesen Schaden ersetzt keine Versicherung!

Tausende haben sich durch solche Nachlässigkeit um ihren Notgroschen gebracht. Wollen Sie den gleichen Fehler machen? Nein! Bringen Sie darum Ihre Spargelder zu uns! Sparen Sie bei der

Städtischen Sparkasse zu Stettin

Nebenstellen:

Moltkestr. 12 — Am Bollwerk 12-14 — Falkenwalder Str. 189 — Gießereistr. 23 a — Hohenzollernstr. 9 — Kreckower Str. 69 — Pölitzer Str. 58 — Nebenstelle Schlachthof, Am Dunzig 1-8

Magazinstraße Nr. 1

Landschaftliche Bank der Provinz Pommern

Anstalt
öffentlichen
Rechts

Zweig-Institut der Pommer-
schen Landschaft
Amtliche Hinterlegungsstelle
für Mündelvermögen



STETTIN
Paradeplatz Nr.40
Fernspr.-Sammel-Nr 25421
Postsch.-Kto. Stettin Nr 1436

Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte

Führung von Banksparkonten

Vermietung von Schrankfächern unter eigenem
Verschluß des Mieters

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI

ROTATIONSDRUCK

STEIN- U. OFFSETDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

LINIIERANSTALT



HESSENLANDDRUCKE
SIND BESTE QUALITÄTSARBEITEN

„..... daß ich nach langem Widerstreben zu einer
begeisterten Anhängerin des elektrischen Kochens
geworden bin.“

So schrieb uns u. a. eine Hausfrau, die damit zum Ausdruck brachte,
daß ihr Vorurteil gegen die elektrische Kochweise durch die Praxis
widerlegt wurde. Die Voreingenommenheit gegen die elektrische
Küche macht in steigendem Maße der Erkenntnis Platz, daß das
elektrische Kochen den Vorrang vor allen Beheizungsarten einnimmt.
Ist Ihnen bekannt, daß schon seit Jahren ganze Wohnblocks in
Stettin mit elektrischen Küchen eingerichtet worden sind, daß z. B.
auch der Neubau in der Kaiser-Wilhelm-Straße ausschließlich mit
elektrischen Herden und Heißwasserspeichern ausgerüstet ist?

Nur 7 Pfennig

für jede verbrauchte Kilowattstunde zahlen unsere Stromabnehmer
nach dem Grundgebührentarif für vollelektrische Haushalte, gleich-
gültig, ob für Licht, Radio, Kochen oder andere Verwendungszwecke.
Nähere Auskunft hierüber erteilt Ihnen die

ELEKTROSCHAU

Stettin / Schulzenstraße 21 Hof I

Die Bank für jeden Stand!



Provinzialbank Pommern

Girozentrale * Landesbank

Hauptanstalt:

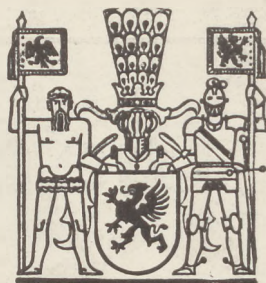
Stettin
Luisenstr. 13

Zweiganstalten:

Stralsund, Alter Markt 4
Stolp i. P., Kaufmannswall 6

**An unseren sämtlichen Schaltern Verkauf der
Arbeitsbeschaffungs-Lose (4. Auflage)**

Uneigennütigen Versicherungsschutz



**Feuer-
Einbruchdiebstahl-
Lebens-
Unfall-
Haftpflicht-
Kraftfahrzeug-
Kranken-
Versicherungen**

bieten die

**Pommerische
Feuersozietät**

Pommerische

Provinzial-Lebensversicherungs-Anstalt

Stettin, Pölitzer Straße 1 / Ruf 25441

Körperschaften des öffentlichen Rechts

Auskünfte erteilen auch die Kreisversicherungskommissare

